

Frankfurter Allgemeine

magazin

JUNI 2018
WM-SPEZIAL



CHANEL

THE PARFUM. NEW.

ERHÄLTLICH AUF CHANEL.COM | CHANEL-KUNDENSERVICE: TEL. 01801242625 (9.00 Min. aus dem Festnetz, max. 42 Ct/Min. aus Mobilfunknetzen)



©TIFCO, 2018. DESIGNS ©PALOMA PICASSO



Paloma Picasso

TIFFANY & CO

PALOMA'S MELODY
Tiffany.com

MIT MESUT



Bevor Sie mich per Mail oder Anruf zurückpfeifen – das mit Mesut Özil auf dem Titel kann ich erklären. Aber ich hole etwas weiter aus, als ob ich eine Flanke übers gesamte Spielfeld schicken würde. Fußball, das ist die Prämisse, verbindet. Die elf Freunde sowieso. Aber warum nicht auch die eigene mit der gegnerischen Mannschaft? Man muss ja nicht gleich, wenn man ein Spiel verloren hat, vom Platz in die Kabine flüchten, ohne dem Sieger zu gratulieren. Wo auch immer ich gespielt habe und mit nachlassender Energie noch spiele – das Gemeinschaftsgefühl hat noch jede Nickligkeit, jede Konkurrenz, jedes Foul überwunden. Auf der Maulwurfswiese im Sauerland, auf rotem Sand im Internat in Attendorn oder in Frankfurt im Holzhauspark und im Käfig an der Frankenallee: Die Frage „Kann ich mitspielen?“ wird einfach nicht mit Nein beantwortet. Jeder darf mitspielen, das ist der Sinn von Fußball. Na gut, für die Nationalmannschaft reicht es bei den meisten nicht. Und man darf sogar in unserem freien Land behaupten, dass Funktionäre den Fußball zerstört haben; auch diese Ansicht findet sich in einem flammenden Appell in diesem Magazin. Aber dass Fußball ein integrativer Sport ist, dass er die Menschen zusammenbringt, dass er gesellschaftliche Teilhabe ermöglicht, dass er sich ins kollektive Gedächtnis einschreibt, dass er sogar politisch etwas in Bewegung setzen könnte – das lassen wir uns in diesem ballverliebten Heft, das im Geist der Eintracht entstand, einfach nicht nehmen. Redaktionsintern kann ich die verbindende Wirkung des Fußballs ebenfalls belegen: Es war einfach eine Freude, gemeinsam mit den Kollegen vom Sportressort, die in den nächsten Wochen in Russland dabei sind, an einem solchen Heft zu arbeiten. Und nun frage ich Sie, weil die lange Flanke übers Spielfeld langsam niedergeht: Sollten wir die Fotos von Mesut Özil, den wir zwei Tage vor seinem Treffen mit Erdogan in neuer Mode aufnahmen, einfach wegwerfen? Oder sollten wir ihn nicht wieder mitspielen lassen? Machen wir doch auf dem Bolzplatz auch. *Alfons Kaiser*

Verantwortlicher Redakteur:
Dr. Alfons Kaiser

Redaktionelle Mitarbeit:
Peter Badenhop, Johanna Christian, Uwe Ebbinghaus, Markus Ehner, Christian Eichler, Till Fährlander, Leonie Feuerbach, Dr. Rose-Maria Gropp, Alexander Haneke, Michael Horeni, Christian Kamp, Wäsi Kiani, David Klauber, Boris Schmidt, Friedrich Schmidt, Peter-Philipp Schmitt, Bernd Steinle, Dr. Peter Sturm, Dr. Lukas Weber, Jennifer Wiebking, Maria Wiesner, Roland Zorn

Bildredaktion:
Christian-Matthias Pohlert

Art-Direktion:
Peter Breul

E-Mail Redaktion:
magazin@faz.de

Alle Artikel werden exklusiv für das „Frankfurter Allgemeine Magazin“ geschrieben. Alle Rechte vorbehalten. © Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH, Frankfurt am Main.

Eine Verwertung dieser urheberrechtlich geschützten Redaktionsbeilage sowie der in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen, besonders durch Vervielfältigung oder Verbreitung, ist – mit Ausnahme der gesetzlich zulässigen Fälle – ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Besonders ist eine Einspeicherung oder Verbreitung von Inhalten aus dem Frankfurter Allgemeine Magazin in Datenbanksystemen, zum Beispiel als elektronischer Pressespiegel oder Archiv, ohne Zustimmung des Verlags unzulässig.

Sollten Sie Artikel dieses Magazins nachdrucken, in Ihr Internet-Angebot oder in Ihr Intranet übernehmen, speichern oder per E-Mail versenden wollen, können Sie die erforderlichen Rechte bei der F.A.Z. GmbH erwerben unter www.faz-rechte.de. Auskunft erhalten Sie unter nutzungsrechte@faz.de oder telefonisch unter (069) 75 91-29 85.

Redaktion und Verlag:
(zugleich ladungsfähige Anschrift für die im Impressum genannten Verantwortlichen und Vertretungsberechtigten)
Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH
Hellerhofstraße 2-4
60327 Frankfurt am Main

Geschäftsführung:
Thomas Lindner (Vorsitzender)
Dr. Volker Breid

Verantwortlich für Anzeigen:
Ingo Müller

Leitung Anzeigenverkauf Frankfurter Allgemeine Magazin:
Kerry O'Donoghue, E-Mail: media-solutions@faz.de

Produktionsleitung:
Andreas Gierth

Layout:
Verena Lindner, Anja Tschulena

Einzelhefte können zum Preis von € 5,- bei media-solutions@faz.de bezogen werden.

Druck:
Printavis GmbH & Co. KG – Betrieb Nürnberg
Breslauer Straße 300, 90471 Nürnberg

FOTO: BLOCK



FOTOS: JULIA ZIMMERMANN, HELMUT FRICKER, PRIVAT ©



CHRISTIAN EICHLER hat in 30 Jahren als Sportreporter dieser Zeitung in mehr als 100 Stadien und mehr als 1000 Spielen die ganze Bandbreite des Fußballs erlebt. Selten aber geschah das so hautnah wie auf dem Sofa von Sepp Maier (Seite 40), der Heldentaten und Anekdoten seiner Torwartkarriere pantomimisch auf dem Wohnzimmerteppich nachstellte. Bei der Recherche für seinen zweiten Beitrag zu diesem Heft, in dem er die Weltmeisterschaften statistisch aufschlüsselt (Seite 46), stieß der Redakteur mit Sitz in München auf eine Tatsache, die selbst den begnadeten Tor-Verhinderer Maier überraschen dürfte: Das Land mit den wenigsten Gegentoren in der WM-Geschichte heißt – Angola.



ROLAND ZORN spielt schon seit 1982 bei Fußball-Weltmeisterschaften mit, als Redakteur und Reporter dieser Zeitung. An Erfahrung fehlt es dem langjährigen Leiter des Fußballressorts also nicht, an spätjugendlicher Neugier ebenso wenig. In diesem Heft zeichnet er das Bild einer Zeit, als der journalistische Tross der deutschen Nationalmannschaft unter den Trainern Franz Beckenbauer, Berti Vogts, Erich Ribbeck und Rudi Völler die Protagonisten aus der Nähe beschrieb, das Internet weit entfernt war, die Kontrollen noch nicht so griffen und daher die Meinungen freier geäußert wurden (Seite 50). Noch weiter zurück blickt er in seinem Porträt von Horst Eckel (Seite 38), dem letzten lebenden Weltmeister des „Wunders von Bern“ im Jahr 1954.

MITARBEITER

MICHAEL HORENI ist länger für die deutsche Nationalmannschaft zuständig als der Bundestrainer – allerdings als Reporter dieser Zeitung. Er berichtet seit der Europameisterschaft 2000, einem traurigen Tiefpunkt des deutschen Fußballs, über die Lieblingsmannschaft der Deutschen. In dieser Ausgabe porträtiert er den Mann, der wie kein anderer für den Aufschwung des Fußballs Made in Germany steht: Bundes- und Weltmeistertrainer Joachim Löw. (Seite 20)



LEONIE FEUERBACH hat sich noch nie sonderlich für Fußball interessiert. Als neue Redakteurin im Magazin, die gerade erst von FAZ.NET zu uns gewechselt ist, musste sie aber natürlich auch an dieser Ausgabe mitarbeiten. Und siehe da: Das simple Spiel mit dem Ball eröffnete ihr ganz neue Perspektiven, unter anderem auf Russland und auf Umweltfragen. Denn sie interviewte nicht nur einen ihrer Lieblings-Autoren, Wladimir Kaminer, zum russischen Spiel (Seite 56). Sondern sie erfuhr auch von einer britischen Fotografin, was Bälle mit der Verschmutzung der Meere zu tun haben (Seite 34). Wenn das kein schöner Anstoß ist für ihre Spielzeit im Magazin!





BOSS 09688/S

BOSS
HUGO BOSS
eyewear

Henry Cavill
#SharpenYourFocus

boss.com



Rosthäppchen: Grillen kann so einfach sein. Trotzdem gibt es auch in diesem Sommer heiße Neuigkeiten. (Seite 69)

Seitenwechsel: Der ehemalige Stürmer Joachim Löw wurde 2006 Fußball-Bundes-trainer – und hat sein Konzept für die Nationalelf offensiv verfolgt. (Seite 20)



ZUM TITEL

Der Nationalspieler Mesut Özil wurde am 11. Mai in London von Frederike Helwig fotografiert. Er trägt einen Rollkragenpullover mit Reißverschluss von Prada.

- 12 KARL LAGERFELD
- 34 MANDY BARKER
- 37 ILIJA TROJANOW
- 56 WLADIMIR KAMINER
- 70 ANTON SCHMAUS

FREISTOSS Der Ball macht viel durch, bevor er bei der WM in Russland ins Spiel kommt. *Seite 52*

ZEITSPIEL Lob der Langsamkeit: Eine Zugreise von Berlin nach Moskau entschleunigt. *Seite 58*

PAUSENTEE Wir rücken den deutschen Vorrundengegnern kulinarisch zu Leibe. *Seite 60*

HEIMSPIEL In Watutinki ist die deutsche Mannschaft bei der WM in Russland zu Hause. *Seite 63*

JOKER Carlos Henrique „Kaiser“ Raposo hat eine abenteuerliche Fußballkarriere hinter sich. *Seite 64*

TROPHÄE Fußballtrikots aus historischen WM-Spielen sind bei Auktionen begehrt. *Seite 66*

Die nächste Ausgabe des Magazins liegt der Frankfurter Allgemeinen Zeitung am 14. Juli bei.
Im Netz: www.faz.net/stil **Facebook:** Frankfurter Allgemeine Stil **Instagram:** @fazmagazin



Vier Gewinner: Horst Eckel (links oben, im Uhrzeigersinn), Sepp Maier, Philipp Lahm und Andreas Brehme erzählen von den deutschen WM-Siegen 1954, 1974, 1990 und 2014. (Seite 38)



Der mit dem Ball tanzt: Keine WM ohne Maskottchen. Dieses Mal ist es ein Wolf namens Zabivaka. Alle wirklich wichtigen Daten zur WM in Russland auf Seite 24.

FOTOS: JAM ROEDER (2), HANS-BERNHARD HUBER/LAIF, IMAGO, PANNINI, ILLUSTRATION: THLO/ROTHACKER, FIFA, TM



Aus der F.A.Z. vom 28. Juni 2008: „Zusammen jubelt es sich nun einmal am besten – wie hier im Wiesbadener Kurpark.“

Foto Helmut Fricke

Vor zehn Jahren

Sportliche Großereignisse können gemeinschaftsbildend sein. Da muss man gar nicht bis zum „Wunder von Bern“ 1954 zurückblicken, das zuweilen leicht übertrieben als eigentlicher Gründungsakt der Bundesrepublik bezeichnet wird. Sportliche Großereignisse will der Mensch mit vielen anderen teilen, und zwar nach Möglichkeit nicht erst am nächsten Tag am Arbeitsplatz, an der Universität oder in der Schule. Zwar gab es schon 1976 in manchen Schulen gemeinschaftliches Fernsehen, als die „Gold-Rosi“ im Schnee von Innsbruck bei den Olympischen Winterspielen ihre Medaillen sammelte. Aber nur der Fußball ist am Ende so richtig gemeinschaftsbildend. Und da sich mit Fußball auch noch trefflich Geld verdienen lässt, war die Erfindung des Public Viewing nur eine Frage der Zeit. Die Sprachschöpfer haben sich dabei übrigens nicht daran gestört, dass mit dem Begriff im Englischen das öffentliche Betrachten von Verstorbenen bezeichnet wird.

Zwar wurde in Deutschland auch schon bei der Heim-Weltmeisterschaft 2006 öffentlich geschaut, gefeiert und gelitten. Aber der richtige Durchbruch gelang dann bei der Europameisterschaft zwei Jahre später. Und da auch bei diesem Turnier das vom Bundestrainer geprägte „Löw'sche Gesetz“ Geltung behielt, wonach die deutsche Mannschaft unter ihm mindestens das Halbfinale erreicht, war für viel Jubel gesorgt. Die organisierte Begeisterung suchte sich immer neue Orte, auch außerhalb der bekannten Fußball-Hochburgen. Den Unterschichten-Sport aus dem 19. Jahrhundert verbindet man zum Beispiel nicht mit der gediegenen Umgebung des Wiesbadener Kurparks – wo dieses Foto am 19. Juni 2008 entstand, während des Viertelfinalspiels zwischen Deutschland und Portugal, das Deutschland 3:2 für sich entschied.

Im 21. Jahrhundert sind alte Barrieren längst Geschichte, wie das Bild zeigt. Und so jubeln eingefleischte Fußballfans

über die Erfolge der Nationalmannschaft Seite an Seite mit denjenigen, deren Interesse nur alle zwei Jahre geweckt wird, wenn große Turniere anstehen. Und Event-Zuschauer nutzen natürlich auch die günstige Gelegenheit.

Wobei das mit dem „günstig“ relativ sein kann. In Zeiten des Terrorismus werden die Sicherheitsvorkehrungen auch beim Public Viewing immer rigider. Und der Eintritt kostet schon bis zu zehn Euro. Da Turniere zudem immer im Sommer stattfinden (zumindest bisher), muss auch für Getränke nachschub gesorgt werden. Aber mit dem Public Viewing ist es wie mit dem Urlaub: Bei solchen Gelegenheiten sitzt der Euro lockerer als im Alltag. Zum Beispiel schwärmte der Betreiber des ganz vorn auf der Berliner Fanmeile platzierten Bierstands noch Monate nach dem Ende des Turniers von den sagenhaften Umsätzen, die ihm der privilegierte Standort verschafft habe.

So demonstriert der Fußball seine Verankerung in der Gesellschaft. Er gibt den Leuten, was sie wollen. Und die danken es mit zumeist friedlicher Begeisterung, was die Polizei zufrieden notiert. Angebot und Nachfrage ergänzen einander perfekt. Verstärkt wird der gemeinschaftsbildende Effekt noch durch das Fernsehen, das die feiernden Massen immer wieder in dem Moment zeigt, wenn ein Tor für die eigene Mannschaft fällt.

Diese Reaktionen sind so vorhersehbar wie die Bilder an Wahlabenden aus den Berliner Hauptquartieren der Parteien. Aber bis jetzt ist das Publikum ihrer nicht überdrüssig geworden. Und so wird es auch in diesen Wochen wieder Public Viewing an zahlreichen Orten geben, wenn in Wladimir Putins Reich um den Weltmeistertitel gekämpft wird. Fanmeilen dieser Art gibt es auch in anderen Ländern. Man stelle sich vor, Russland würde Weltmeister! Dann würde eine patriotische Welle über das Land rollen. Ein Wunder wäre der Titel für Russland auch, aber man sähe es nicht als Gründungstag des Staates an. *Peter Sturm*



AIR

LAND

NAVITIMER 1

SEA

B
BREITLING
1884



NAVITIMER 1 B01 CHRONOGRAPH 46
MANUFACTURE CALIBER B01
CHRONOMETER-CERTIFIED

BREITLING BOUTIQUE
BÖRSENSTRASSE 2-4
FRANKFURT



KARL LAGERFELD ZEICHNET EINE RUSSISCHE ERINNERUNG

Dieser Wladimir Putin, der weiß, wie man es macht. Rechtzeitig vor der Fußball-Weltmeisterschaft lud der russische Präsident zum Internationalen Weltwirtschaftsforum nach St. Petersburg. Da kommen natürlich Gefühle auf, denn die schöne Stadt an der Newa ist auch die Heimatstadt des Präsidenten. So lässt sich leicht für politische Anerkennung, wirtschaftliche Investitionen und grenzüberschreitenden Handel werben. Symbolpolitisch nimmt es kaum jemand mit Putin auf, abgesehen vielleicht von Emmanuel Macron. Für Karl Lagerfeld, der den französischen Präsidenten kennt, ist das Grund genug für eine Zeichnung, die in ihrer blassen Machart darauf

hinweist, dass es sich hier natürlich nur um eine Phantasmagorie handelt, „um einen Traum, den keiner zugeben würde“, wie Lagerfeld sagt. Das wäre doch etwas! Macron nicht als Napoleon redivivus, sondern als wiedergeborener Peter der Große, der sich die Zarenkrone aufsetzt, so wie sie der russische Präsident ganz selbstverständlich trägt. „Er träumt davon, gekrönt zu werden wie Putin“, sagt Lagerfeld ironisch. Die Ähnlichkeit der Unähnlichen herauszustellen ist auch eine machtpolitische Analyse – denn wer sonst würde in Europa einen Führungsanspruch geltend machen wie diese beiden? Auch die Weltmeisterschaft wird es zeigen. (kai.)

PRÊT-À-PARLER



1



2



4



3

SCHWARZ-ROT-GOLD IST AUCH EIN LUXUS

Die Tasche von Louis Vuitton (2), die hier im Gras steht, ist ein schönes Bild für den aktuellen Zustand der Luxusbranche. Denn natürlich handelt es sich dabei nicht um irgendeinen Flecken Grün, sondern um einen Fußballplatz. So wie dieses Modell auch strenggenommen ein Weekender ist, der das Muster eines Fußballs andeutet. Man sieht also daran: Auch der Luxus ist schon im WM-Fieber. Dabei geht es erst am Donnerstag los. Und dabei spräche in diesem Jahr eigentlich so einiges gegen explizites Fan-Merchandising – und das hat noch nicht einmal etwas mit dem Austragungsort der Spiele zu tun.

Wenn selbst der Deutsche Fußball-Bund (DFB) seine Spieler sicherheitshalber in einem Trikot in Schwarz-Weiß statt mit Muster in Schwarz-Rot-Gold auf den Platz schickt, wenn er glaubt, damit auch im Handel Millionen

Fans besser abholen zu können, um den Umsatz mit den Teilen von mehr als zwei Milliarden Euro im Weltmeisterschafts-Jahr 2014 noch einmal zu steigern, dann erzählt diese Entscheidung schon etwas über die aktuelle Bedeutung unserer Nationalfarben.

Zwölf Jahre nach dem Sommermärchen, als es plötzlich wieder cool war, Flagge zu zeigen, ist es gut möglich, dass in der nüchternen Aufmachung des Trikots auch eine Botschaft steckt. Wenn populistische Patrioten aktuell überall auf der Welt Menschen für ihre Ansichten gewinnen und dabei sehr gerne mit Nationalfarben arbeiten, dann hält sich das Deutschland-Trikot mit dem bewussten Verzicht auf Farbe raus. Es bleibt neutral, selbst wenn man schon Stellung bezogen hat und selbstverständlich für Deutschland ist.

Die Luxusbranche, das zeigen die Beispiele auf dieser Seite, ist furchtlos. Obwohl natürlich auch ein Adidas-Trikot Luxus sein kann. Wer nicht gerade mit dem „Replica-Shirt“ herumlaufen will, wie der Ausstatter netterweise sein Modell für fast 90 Euro nennt, braucht die „Authentic-Version“ für knapp 130 Euro (siehe Seite 54). Patriotischer und trotzdem subtil ist der Ring von Bering (4). Es darf etwas mehr sein? Eine Uhr! Omega (3) lanciert einen Speedmaster mit entsprechendem Nato-Strap. Und das Hublot-Modell (1), die Big Bang Referee, bekommen auch die Schiedsrichter. Hublot ist offizieller Zeitnehmer. Zum Spielbeginn erinnert die Uhr dann auch ihre Fans daran, dass es losgeht. Übrigens gerade rechtzeitig, um theoretisch noch schnell das Armband zu wechseln. Gefährlich ist diese Art von Patriotismus also kaum. (jwi.) Fotos Frank Röth



Foto Helmut Fricke

SOLL ES DIESE MODE WIRKLICH NICHT MEHR GEBEN?

Im Januar zeigte Perret Schaad die Herbstkollektion als eine Art letztes Abendmahl. Mitte April gaben Johanna Perret und Tutia Schaad das Ende ihrer Berliner Modemarke bekannt. Viele bedauern das. Nur *Wäis Kiani* nicht. Daher haben wir die Modeautorin gebeten zu schreiben, woran es deutschem Stil mangelt.

Wer erinnert sich noch an den Moment, als die deutsche Mannschaft bei der Eröffnungsfeier der Olympischen Winterspiele in Sotschi 2014 einlief, als der Anblick der Outfits des Teams jedem Fernsehzuschauer Tränen der Scham in die Augen trieb? Das deutsche Team trug gestreifte Nylonjacken in knallbunten Kleinkind-Bonbonfarben. Orange, gelb, grün und blau war die lebensbejahende Farbkombi. Dazu trugen die Herren weiße und die armen Damen orange-geblümete Hosen.

„Das ist eine tolle, farbenfrohe Kollektion. Sportlich elegant, und das wird den Unterschied machen“, sagte Michael Vesper selbstbewusst, der Chef de Mission des Teams in Sotschi. Schuld an dem Elend war das deutsche Bekleidungsunternehmen Bogner. Seit 1936 sind sie schon bei den Winterspielen engagiert, aber was sie der Welt als „deutschen Stil“ präsentieren, wird von Olympischen Spielen zu Olympischen Spielen schrecklicher, es ist eine einzige Demütigung.

Warum ist das so, und warum wird es immer schlimmer mit unserer Ästhetik? Wann war der Moment, als wir ihn verloren, den Stil? Denn es gab ihn durchaus, den deutschen Stil, und er war kein bisschen schlecht.

Ich wurde in den Sechzigern geboren. Meine Babybilder, auf denen ich in einem eleganten blau-weißen Kinderwagen deutschen Fabrikats sitze, ganz in weiße Baumwolle, Made in Germany, gekleidet, sind umzäunt von Damen in knielangen Pencilskirts und sehr spitzen Pumps, mit hochtourierten Turmfrisuren und Eyeliner. Wir haben nicht in Manhattan gelebt, sondern in Manhattan, also in Frankfurt, und mein Vater war auch kein Mad Man, sondern Medizinstudent. Und das war eindeutig deutscher Stil, er musste sich kein bisschen hinter anderen Stilen verstecken, ganz im Gegenteil. Der deutsche Stil in den Siebzigern hat mich geprägt. Hätte ich meine Kindheit zu der Zeit in Frankreich oder England verbracht, wäre ich heute nicht dieselbe Person. Die Siebziger waren voll mit deutschem Stil. Wo soll

man beginnen? Großblumige Tapeten, Melitta-Filtertüten, Kaffeetafeln mit Streuselkuchen und Bienenstich neben der Hollywoodschaukel, Rosenthal-Geschirr, Pril-Blumen auf den sonnengelben Schränken der Siematic-6006-Systemküche. Die bordeauxroten Slipper von Aigner an den Füßen der Eltern mit passenden Gürteln mit Hufeisenschalle. Der VW Käfer mit den gelochten Kunstledersitzen, auf denen sich im Sommer das Muster ins nackte Fleisch drückte. Die Langnese-Eistafel und der Salamander-Schriftzug mitsamt Lurchi. Das alles war deutscher Stil, und es sah richtig gut aus.

Wer in den vergangenen 20 Jahren in einem deutschen Schuhgeschäft versucht hat, Schuhe zu kaufen, wird nicht glauben, dass Damenschuhe bis Anfang der Achtziger in den großen Geschäften der Fußgängerzonen, entworfen in Deutschland, nicht nur *comme il faut*, sondern auch to-die waren. Damenschuhe heute sind bei uns ein Drama. Deutsche Schuhdesigner scheinen Frauen zu hassen.

Aber bleiben wir lieber bei den guten Dingen. Wer hat mehr Großes für den deutschen Stil geleistet als die göttliche Jil Sander? In den Siebzigern eröffnete sie ihren ersten legendären Laden an der Milchstraße in Hamburg, und in den frühen Achtzigern wusste man als Schülerin schon: In einem T-Shirt von ihr fühlte sich das Leben, die ganze Welt, ganz anders an als in einem Kapuzenpulli von Fruit of the Loom, was aber auch nicht schlecht war.

Nennt man Jil Sander, muss man auch Wolfgang Joop danken. Es gab in den Achtzigern einige, die Gutes für den deutschen Stil leisteten, auch die unvergessene Caren Pflieger und meine Lieblingsdesignerin Daniela Bechtolf, die

leider in finanzielle Schwierigkeiten geriet und ihr Label in den Neunzigern wieder schließen musste. Jil Sander verkaufte ihr Unternehmen, Wolfgang Joop machte nur noch exzentrisches Design, auch über das einst tragbare und dennoch sexy Label Strenesse lässt sich seit dem Ausscheiden von Gabriele Strehle nichts Gutes mehr sagen. Karl Lagerfeld zählt nicht zu deutschem Stil, hat er doch früh erkannt, dass seine Heimat ihm die Bühne, die er anstrebt, niemals bieten kann. Man kann aber sagen: Die Franzosen sollten uns weniger verachten, lebt ihr größtes Modehaus doch vom Stil eines Deutschen.

Wir gelten bei unseren europäischen Nachbarn als die „ugly germans“, und wenn man die bunten Bogner-Jacken ansieht, kann man deswegen noch nicht einmal beleidigt sein. Deutsche Designer heißen jetzt Guido Maria Kretschmer und Talbot Runhof – und letztere haben im Sterne-lokal „Tantris“ in München das unschuldige Personal in Kostüme gesteckt, die die deutsche Mannschaft in Sotschi im Vergleich hübsch aussehen lassen. Um den entstehenden Spott abzumildern, wurden Journalisten mit Gratis-Essen dafür belohnt, etwas Nettes über die grausigen Entwürfe zu schreiben. Was eigentlich alles aussagt darüber, wie bei uns Kreativität gefördert wird. Kritik ist unerwünscht, und Publicity wird gekauft. In Zeiten von Instagram kein Problem, gibt es doch genug Airheads, die sich über alles freuen, was sie umsonst bekommen.

Was in Berlin von deutschen Designern zur Fashion Week gezeigt wird, daran kann sich niemand erinnern, das will auch eigentlich niemand sehen. Und es spielt auch außerhalb der Fashion Week keine Rolle. Oder haben Sie sich schon öfter bei Perret Schaad eingekleidet und sind jetzt traurig, weil es das Label nicht mehr gibt? Eben. Wir müssen ihn zurückholen, den deutschen Stil, wohin auch immer er verschwunden ist. Aber dazu müssen wir erst einmal ein „cleanse“ durchziehen. Und dann wieder ganz von vorne anfangen.

PRÊT-À-PARLER



HAPPY HEARTS

CHOPARD BOUTIQUE FRANKFURT
Goethestraße 16, (0)69 92887880

HAPPY DIAMONDS
Chopard



WAHRE PERLE

Schmuckstücke, Masken, königliche Hocker: Eine Ausstellung in Zürich zeigt die Vielfalt afrikanischer Perlkunst. In der Schau werden alte Perlarbeiten aus dem 19. und frühen 20. Jahrhundert aus dem südlichen, östlichen und westlichen Afrika zeitgenössischer Kunst und Mode aus Südafrika gegenüber gestellt, die von alten Perlarbeiten inspiriert sind. Auch die Geschichte der Herstellung und des Handels mit Glasperlen in aller Welt wird gezeigt. Glasperlen, die Afrika über Europa erreichten, sind Zeichen der frühen Globalisierung. Vom 17. Jahrhundert an wurden sie in Venedig, Amsterdam und Böhmen eigens für den afrikanischen Markt produziert. Den europäischen Perlen wurde in Afrika eine eigene Ästhetik und Bedeutung zu-

geschrieben. So gaben Farbe und Muster von Perlarbeiten Auskunft über den sozialen oder familiären Status des Trägers. Teils waren sie auch einfach Ausdruck verschwenderischer Pracht der Herrschenden, eindrücklich zu sehen etwa bei einem mit Perlen bestickten Hocker aus dem Königtum Bamum in Kamerun. Mit den neuen Glasperlen wurde an alte Techniken wie Wandmalereien oder die Weberei angeknüpft. Schöpfer der von der Kunstgeschichte lange verkannten Perlarbeiten waren meist Frauen. Die Ausstellung rückt sie als Künstlerinnen ins Zentrum. (lfr.)

Die Ausstellung „Perlkunst aus Afrika – Die Sammlung Mottas“ ist bis zum 1. Oktober im Museum Rietberg in Zürich zu sehen.

MIT ORANGE ZUR JÜNGEREN KLIENTEL?

Patek Philippe steht für Uhren höchster Komplexität. Seit mehr als 175 Jahren kultiviert die Manufaktur die Genfer Uhrmacherkunst. Neuheiten wie die technisch aufwendige Referenz 5531, die rund eine halbe Million Euro kostet und eine Weltzeitanzeige mit einer Minutenrepetition kombiniert, werden von Fachleuten und solventen Fans mit einem anerkennenden Kopfnicken aufgenommen.

Aufsehen erregt hat aber bei der Vorstellung in Basel eine Uhr, die viel weniger kompliziert ist. Patek Philippe ergänzt seine Sportuhrenkollektion Aquanaut um den Aquanaut Chronograph mit der Referenznummer 5968A. Er ist mit einem leuchtend orangefarbenen Kautschukband versehen, die Stoppzeiger des Chronographen sind in derselben Farbe lackiert. Das fällt auf und verleiht der Uhr in Kombination mit dem markanten Edelstahlgehäuse, den gradlinigen Indexen und den arabischen Ziffern einen modernen Auftritt. Ein schicker Kontrapunkt zum sonst eher klassischen Design des Hauses.

Keine Experimente gibt es beim Antrieb. In der neuen Aquanaut tickt das fein finisierte hauseigene Chronographenkaliber CH-520 C. Es bietet eine Datumsanzeige sowie eine Kurzzeitmessung mit einem zentralen Stoppsekundenzeiger und einem Minutenzähler bei sechs Uhr. Patek Philippe verspricht eine durchschnittliche Gangabweichung zwischen nur minus drei und plus zwei Sekunden am Tag. Mit Farben und Design versucht die Genfer Manufaktur eine jüngere Kundschaft zu gewinnen. Doch den geforderten Preis von 39.380 Euro werden zumindest in Deutschland wohl eher gesetzte Menschen erübrigen können. Denen liefert Patek Philippe zur Sicherheit gleich noch ein Band in gedecktem Schwarz mit. *Martin Häußermann*



PRÊT-À-PARLER



UNWAHRE KERLE

Ist das da rechts nicht Dani Alves, der brasilianische Nationalspieler? Und links, ist das nicht Edinson Cavani, der Uruguayer, der für Paris Saint-Germain spielt? So ist es. Aber der zweite Blick auf diese Fotos von Nacho Alegre war nötig, und das hat mit Markus Ebner zu tun, unserem Stylisten, der von Mario Götzte (Oktober 2015) über Leroy Sané (Juni 2016) bis zu Mesut Özil viele Fußballspieler-

Shootings für unser Magazin dirigiert hat. Ebner bringt (außer der Zeitschrift „Achtung“) alle zwei Jahre zu EM und WM das Fußball-Mode-Magazin „Sepp“ heraus. Die besten Fotos daraus sind nun in Florenz zu sehen. (kai.)

„Fanatic Feelings – Fashion Plays Football“, 12. Juni bis 22. Juli, Santa Maria Novella, Florenz

DIESER LIKÖR SCHMECKT NACH NORDSEE

Sergio Herman ist in den Niederlanden eine Legende. Der Achtundvierzigjährige aus der Provinz Zeeland ist als Autodidakt so weit gekommen wie kaum ein anderer Koch. Ohne Ausbildung stellte er sich als Zwanzigjähriger im Restaurant seiner Eltern an den Herd und machte aus dem Muschel-Gasthaus „Oud Sluis“ innerhalb weniger Jahre ein Drei-Sterne-Haus mit Fans aus ganz Europa. Inzwischen hat er das Restaurant in der Kleinstadt Sluis geschlossen und dafür in Antwerpen ein neues Sterne-Restaurant und im Seebad Cadzand ein Zweitlokal eröffnet. Präsent ist er auch durch Fernsehauftritte, Bücher und eine Kollektion von Geschirr, Küchenutensilien und Fanartikeln. Jüngstes Produkt seiner schier unbändigen Innovationskraft ist eine Art Kräuterlikör mit Nordsee-flair. Das Destillat Hierbas de las Dunas bekommt seinen leicht salzigen Geschmack von 18 verschiedenen pflanzlichen Zutaten aus den Dünen Zeelands, darunter Hagebutte, Sanddorn, Rose, Meeresfenchel und Thymian. Getrunken wird die niederländische Version des Bitters pur auf Eis oder mit Tonic. Für die englische Marke Fever-Tree hat Sergio Herman ein eigenes Tonic Water mit Clementine und Kardamom kreiert. Damit wird aus dem trüben Dünen-Destillat ein animierender Longdrink. Probieren und kaufen kann man den Tropfen in den Lokalen des Meisters („Pure C“ in Cadzand-Bad und „The Jane“ in Antwerpen), in vielen Geschäften in Zeeland und natürlich im Online-Shop des Herstellers. Das Clementine-Tonic ist dagegen nur schwer zu bekommen. Aber zum Glück tut es auch ein anderes handelsübliches, nicht zu süßes Tonic Water. (bad.)



Das sollte passen: Der niederländische Kräuterlikör Hierbas de las Dunas wird mit Fever-Tree Tonic Water zum stürmischen Longdrink von der Waterkant.

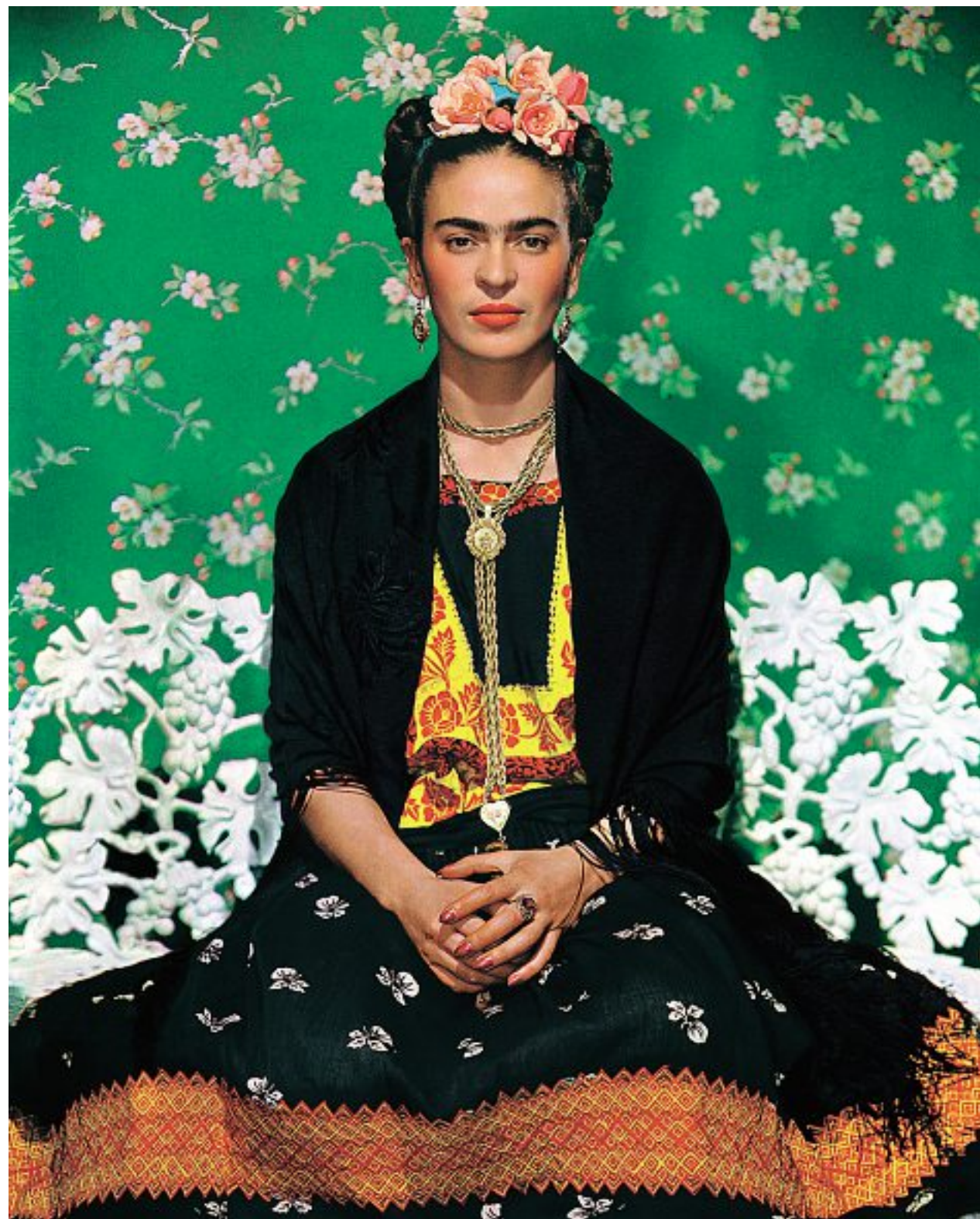
FOTOS: NACHO ALEGRE (3), WOLFGANG ELLMES, HERSTELLER, MUSEUM RIETBERG



VILEBREQUIN

Fondé à St-Tropez en 1971*

* Founded in St-Tropez in 1971



Kuratorin Claire Wilcox sieht in Frida Kahlo eine Künstlerin, die durch das Internet erst richtig bekannt wird. Die Ausstellung, die nun in London beginnt, gibt einen Einblick in ihr Leben auf der Basis ihrer privaten Besitztümer und Arbeiten.

„Frida Kahlo: Making Her Self Up“, Victoria & Albert Museum, 16. Juni bis 14. November



FOTOS: FRIDA ON THE BENCH, 1938; PHOTOGRAPH BY NICHOLAS MURRAY; NICHOLAS MURRAY PHOTO ARCHIVES; REVLON LIPSTICK IN CLEAR RED AND EYEBROW PENCIL IN EBONY; BEFORE USA; PHOTOGRAPH BY JAVIER HINOJOSA; © DIEGO RIVERA AND FRIDA KAHLO ARCHIVES; BANCO DE MEXICO; FIDUCIARY OF THE TRUST OF THE DIEGO RIVERA AND FRIDA KAHLO MUSEUMS; NECKLACE OF SILVER, EMERALD, TURQUOISE AND CORAL WITH HINNED COMPARTMENT, MADE BY MATILDE POLIAT; MEXICO CITY, © 1980; MUSEO FRIDA KAHLO; PHOTOGRAPH BY JAVIER HINOJOSA; © DIEGO RIVERA AND FRIDA KAHLO ARCHIVES; BANCO DE MEXICO; FIDUCIARY OF THE TRUST OF THE DIEGO RIVERA AND FRIDA KAHLO MUSEUMS; PROSTHETIC LEG WITH LEATHER BOOT, APPLIED SILK WITH EMBROIDERED CHINESE MOTIFS; PHOTOGRAPH BY JAVIER HINOJOSA; © DIEGO RIVERA AND FRIDA KAHLO ARCHIVES; BANCO DE MEXICO; FIDUCIARY OF THE TRUST OF THE DIEGO RIVERA AND FRIDA KAHLO MUSEUMS

„HEUTE WÄRE FRIDA KAHLO AUF INSTAGRAM AKTIV“

Claire Wilcox, Sie sind Kuratorin am Victoria & Albert Museum in London. Am kommenden Samstag wird Ihre Ausstellung über Frida Kahlo eröffnet. Warum jetzt? Frida Kahlo hatte natürlich schon immer große Bedeutung, auch zu Lebzeiten. Aber in letzter Zeit hat sich das noch einmal verstärkt, sie ist zur Ikone geworden. Das hat verschiedene Ursachen. Eine ist in jedem Fall die wunderbare Biographie von Hayden Herrera von 1983. Dann kam 2002 der Film, ebenfalls ganz ausgezeichnet. Und schließlich hat sie mit dem Internet noch einmal an Bedeutung gewonnen. Die Bilder von ihr, vor allem die in Farbe, die Nickolas Muray in den dreißiger und vierziger Jahren gemacht hat, dringen so ins öffentliche Bewusstsein vor. Dort hat sie jetzt ebenso ihren Platz wie unter Kunsthistorikern.

Warum treffen die Bilder einer Person, die seit mehr als 60 Jahren tot ist, ausgerechnet im Netz einen Nerv? Sie sind einfach sehr markant, haben einen hohen Wiedererkennungswert und werden oft reproduziert.

Hat Sie auch die Bedeutung, die sie über das Internet erlangt hat, gereizt, diese Ausstellung zu machen? Nein. Das Frida-Kahlo-Museum in Mexiko-Stadt hat es uns ermöglicht, als erste Institution außerhalb des Landes Kleidungsstücke und privaten Besitz zu zeigen. Dazu setzen wir Bilder, um ihr Leben einzuordnen.

Was haben Sie denn über Frida Kahlo anhand der privaten Stücke herausgefunden? Es hat ihr großen Spaß gemacht, sich herzurichten. Sie hatte ein großes Interesse an Mode und hat ihre

Kleidungsstücke oft selbst verändert. Sie liebte Schmuck und Make-up und hatte eine Leidenschaft für mexikanische Volkskunst. Ihr Zuhause war ihr sehr wichtig.

Woran machen Sie das fest? Mit allem, was sie angefasst hat, ist sie vorsichtig umgegangen. Sie hat sich mit Bedacht angezogen, sie hat mit Bedacht gemalt und so auch den Tisch gedeckt. Sie war ja sehr oft krank und an ihr Bett und ihr Haus gefesselt. Der Garten war ihr Ein und Alles.

Welche Bedeutung hat Frida Kahlo für Mexikanerinnen heute? Sie ist dort fast so wichtig wie der Maler Diego Rivera. Immerhin ist er auf einer Seite des 500-Pesos-Scheins und sie auf der anderen. Verschiedene Generationen mexikanischer Frauen können sich mit ihr identifizieren.

Das wird in anderen Teilen der Welt sicher ähnlich sein. Was bedeutet sie Frauen überhaupt? Das kann man so allgemein nicht beantworten. Für verschiedene Frauen auf der Welt steht sie für unterschiedliche Dinge. Einige wird ihre Schönheit faszinieren, andere interessieren sich für ihre Gesichtsbehaarung oder die Tatsache, dass sie bisexuell war.

Alles sehr aktuelle Themen, gerade wenn es um alternative Formen von Schönheit geht. Stimmt, schließlich ist Schönheit heute nicht mehr ausschließlich weiblich oder ausschließlich männlich. Frida Kahlo hat ja auch von sich gesagt: Ich habe ein maskulines Gesicht.

War das ein Problem für sie? Sie hat sich ihre Gesichtsbehaarung nicht entfernen lassen. Deshalb denke ich schon, sie wusste, dass es ein wichtiger Teil ihres Looks sein würde.

Wenn es um Schönheit geht, ist mehr Inklusion jetzt ja auch an Bildern im Netz zu sehen. Das ist eine der großen Errungenschaften. Junge Frauen sehen andere Frauen, die nicht dem konventionellen Schönheitsideal entsprechen, die auf sie nicht wegen ihres hübschen Gesichts attraktiv wirken, sondern weil sie selbstbewusst sind. Frida Kahlo ist dafür ein gutes Beispiel. Auch sie hat niemals jemanden kopiert.

Wenn sie heute leben würde, wäre sie eher auf Twitter oder Instagram aktiv? Auf jeden Fall auf Instagram, weil es so visuell ist.

Was hat Ihr eigentlich Materielles bedeutet? Sie liebte Spielzeug, Puppen, Bücher, Gemälde. Ihr Haus war voll davon. Ihr Garten war bunt, voll mit Pflanzen, Affen und Hunden.

Mal abgesehen von den Augenbrauen: Welche Züge haben Frida Kahlos Look noch geprägt? Der rote Lippenstift, die großen Ohrringe, die frischen Blumen in ihrem Haar, die langen Röcke und Schals mit Fransen. Die Ringe, das Parfum. Sie mochte Düfte von Elsa Schiaparelli. Sie hatte weiblichen Geschmack, aber eine männliche Einstellung. Sie hatte keine Angst.

Die Fragen stellte Jennifer Wiebking.

HIT THE ROAD, OJEK!

Es ist später Nachmittag in Jakarta, der Verkehr zwingt sich durch die Häuserschluchten, zäh wie Zahnpasta aus einer alten Tube. Wer sich jetzt mit einem Fahrzeug auf die Straße begibt, muss die Geduld eines Engels haben. Doch mittlerweile muss man in Jakarta immer weniger oft aus dem Haus gehen. In Indonesiens Hauptstadt ist ein neuer Transport- und Lieferdienst zum omnipräsenten Begleiter der rund 30 Millionen Einwohner geworden, die im Gebiet der Metropolregion leben. Mit der Smartphone-App Go-Jek können nicht nur Fahrten von A nach B gebucht werden. Es lässt sich fast alles bestellen, was man gerade so braucht: Eine Tüte Chips, ein neues iPad, sogar ein neuer Haarschnitt oder eine Massage werden nach ein paar Klicks und ein wenig Wartezeit ins Haus geliefert.

Die meisten Menschen in Jakarta reden begeistert von dem Start-up, für das im ganzen Land schon mehr als 400.000 motorisierte Zweiradfahrer arbeiten. Es hat das Leben vieler Stadtbewohner grundlegend geändert. Sie sind nicht mehr gezwungen, täglich mehrere Stunden im Verkehr zu verbringen. Der Name des Unternehmens ist ein Wortspiel aus dem englischen „Go“ und dem indonesischen Wort „Ojek“, der Bezeichnung für ein Motorradtaxi. Der Begriff wird mittlerweile wie ein Synonym für ein gesellschaftliches Phänomen benutzt. Selbst kleinste Alltagsbesorgungen werden nun an einen Dienstleister ausgelagert. Und so braucht es nur ein paar Handbewegungen, und der Kaffee ist an diesem Nachmittag bestellt, und zwar aus einem der besten Cafés der Megastadt.

Es dauert nicht einmal 20 Minuten, und schon kommt ein Indonesier in einer grün-weißen Go-Jek-Jacke auf seinem Motorroller angefahren. Den heißen Cappuccino hat er in einem Container verstaut. Die App hat schon bei der Bestellung verraten, wie der freundliche Lieferant heißt: Mario Ristanto – ein Name, der nicht schlecht zum italienischen Aroma des Kaffees passt. Ristanto ist aber ein

echter Indonesier aus Jakarta. Jeden Tag verbringt er von morgens bis abends in der Stauhölle der Millionenstadt, fährt Pendler vom Bahnhof ins Büro, liefert Wachmännern Zigaretten und Behörden Dokumente.

Sein Einsatz kostet am Ende nicht einmal 500 Rupiah Liefergebühr, umgerechnet rund drei Cent. Selbst seine Steuer kann man mit Hilfe von Go-Jek zahlen. Manche Einwohner Jakartas setzen kaum noch einen Fuß vor die Tür. Aber das ist nicht der einzige Nachteil der neuen Fixierung auf die Fahrgelassenheiten-App. Vorläufige Studien deuten darauf hin, dass die neuen Fahrdienste eher zu mehr als zu weniger Verkehr führen könnten – weil sie die Menschen dazu verleiten, von öffentlichen Verkehrsmitteln wieder mehr auf den Individualverkehr umzusteigen.

Wenn man dann, wie bei Go-Jek, lieber eine Tüte Bonbons oder eine Dose Cola bestellt, als ein paar Schritte zum nächsten Kiosk zu laufen, dann ist das für den Kunden zwar praktisch – aber es erhöht das Verkehrsaufkommen. Andererseits ist Jakartas öffentliches Verkehrssystem immer noch völlig unzureichend. Deshalb intervenierte der indonesische Präsident Joko Widodo persönlich, als sein Verkehrsminister die Transport- und Lieferdienste per App vor einiger Zeit verbieten wollte. Präsident „Jokowi“, wie er in Indonesien nun genannt wird, kennt den Verkehr in Jakarta. Als Gouverneur der Stadt ließ er sich einst die Staubilder live ins Büro übertragen.

Laut einer Untersuchung des Fahrdienstes Uber verbringen die Einwohner Jakartas im Jahr durchschnittlich ganze 22 Tage im Stau. Der Volkswirtschaft gehen dadurch Milliardenbeträge verloren. Die Stadtverwaltung versucht, das Problem durch den Bau einer U-Bahn-Linie zu verringern. Um den Kollaps zu verhindern, wird auch immer mal wieder mit dem Gedanken gespielt, die Hauptstadt zu verlegen. Zur Zeit wird außerdem an einem neuen System herumprobiert, wonach Autos die Hauptstraßen nur alter-

nierend nach geraden und ungeraden Zahlen auf dem Nummernschild benutzen dürfen.

So oder so: Das grüne Logo, das einen Motorradfahrer mit W-Lan-Sendewellen über dem Helm zeigt, ist aus dem Stadtbild nicht mehr wegzudenken. An jeder Ecke stehen die Fahrer. Für sie ist das weiter ein gutes Geschäft, auch wenn die Konkurrenz zugenommen hat. Denn die Anforderungen an die Fahrer sind gering: Sie dürfen nicht älter als 50 Jahre sein und müssen einen eigenen Motorroller besitzen. Mario Ristanto, der den Kaffee gebracht hat, verdient am Tag durchschnittlich knapp zehn Euro. Dafür muss er pausenlos unterwegs sein. Nach rund zwei Minuten Smalltalk eilt er schon wieder davon. Er schwingt sich auf sein Gefährt und fährt blitzschnell im Zickzack durch den Stau. Till Fährnders



Der Verkehr hält ihn nicht auf: Mario Ristanto ist mit seinem Motorradtaxi schneller als jedes Auto.

SO GEHT MAN DOCH NICHT MIT EINER VENUS UM!

Als am 7. August 1908 bei Ausgrabungen im niederösterreichischen Ort Willendorf in der Wachau eine elf Zentimeter große Skulptur gefunden wurde, konnte keiner der verantwortlichen Prähistoriker auch nur ahnen, um welch bedeutenden Fund es sich hier handelte. Die Venusfigurine – modelliert von einem unbekanntem Künstler in der Altsteinzeit – stellt eine üppig geformte Nackte dar und gilt als bekannteste prähistorische Darstellung einer Frau. Forscher interpretieren die Figurine als Fruchtbarkeitssymbol, Talisman oder Verkörperung der Mutter Erde. Sie ist der Stolz des Naturhistorischen Museums in Wien.

Für Facebook allerdings ist die aus Oolith gefertigte Figur zu nackt. Eine Italienerin postete im Dezember ein Foto der Frau mit den vielen Rundungen, das kurz darauf von Facebook entfernt wurde. Vier Mal versuchte sie daraufhin gegen die Löschung vorzugehen – ohne Erfolg. Mediale Aufmerksamkeit bekam der Fall rund drei Monate später, als „The Art Newspaper“ darüber berichtete. Vielleicht wäre der Artikel unbeachtet geblieben, hätte das sowohl online als auch in Print-Version verfügbare Blatt den Bericht nicht als gesponserten Beitrag geschaltet, der von den Algorithmen Facebooks prompt gesperrt und als „gefährlich pornografisch“ zensiert wurde.

Der Aufschrei unter Kunstliebhabern war groß. Es wurde eine Petition gestartet, die sich gegen die kunstfeindlichen Algorithmen und die Zensur ausspricht.

Kunstwerke zu zensieren – das ist keine ganz neue Idee. Vor zwei Jahren erwischte es sogar die Kleine Meerjungfrau in Kopenhagen. Die nackte Bronzestatue des Künstlers Edvard Eriksen wurde als Verstoß gegen die Facebook-Richtlinien verstanden. Nicht einmal vor Ikonen der Dokumentar fotografie macht die Facebook-Zensur Halt. Das historische Kriegsfoto „Napalm Girl“ von Nick Ut dokumentiert das Grauen des Vietnamkriegs und zeigt die neunjährige Kim Phuc, die komplett entkleidet und schreiend hilflos ihre Arme ausbreitet. Flüssiger Brennstoff hatte dem Mädchen den Rücken verbrannt, sie entging dem

Tod nur um Haaresbreite. Das Foto erregte internationales Aufsehen und wurde 1972 mit dem Preis „World Press Photo“ und im darauffolgenden Jahr mit dem Pulitzer-Preis ausgezeichnet. Das alles will nicht in die Algorithmen

der Plattform von Gründer Mark Zuckerberg passen. Das Foto wurde im Herbst 2016 gelöscht, weil es in den Verdacht geriet, eine kinderpornographische Darstellung zu sein.

Auch Werke der großen Kunsthäuser wie des Centre Pompidou oder des Musée d’Orsay in Paris haben unter der Kunst-Polizei zu leiden. In Frankreich beschäftigt sich sogar die Justiz mit einem der Zensurfälle. Vor sieben Jahren wurde Frédéric Durand-Baïssas von der Plattform gesperrt, nachdem er zuvor ein Foto des Ölgemäldes „L’origine du monde“ von Gustave Courbet gepostet hatte. Das im Jahr 1866 entstandene Exponat aus dem Musée d’Orsay zeigt den nackten Unterleib einer Frau. Der Franzose forderte rund 20.000 Euro Schadenersatz sowie die Entsperrung seines alten Accounts. Im Gerichtsprozess entschieden die Richter am 15. März zugunsten von Facebook: Es lasse sich nicht beweisen, dass die Sperrung des Accounts aufgrund des Gemäldes erfolgte, vielmehr sei die Nutzung eines Pseudonyms statt des tatsächlichen Namens des Klägers ausschlaggebend gewesen, was zu diesem Zeitpunkt den Richtlinien des sozialen Netzwerks widersprach. Außerdem wiesen die Anwälte von Facebook darauf hin, dass Durand-Baïssas in der Zwischenzeit einen weiteren Account eröffnet hatte und dort ebenfalls ein Foto des Gemäldes postete – dieses Mal ungeahndet. Der gesperrte Account, auf dem sich für den Kläger wichtige Dokumente befanden, wird laut Gerichtsbeschluss nicht reaktiviert. Facebook erklärte, „L’origine du monde“ habe auf der Plattform seinen Platz.

Und eine Sprecherin von Facebook weist darauf hin, dass seit 2015 zwischen expliziter Darstellung von Nackten und Kunstobjekten unterschieden werde. Jegliche Abweichungen von diesem Vorgehen seien Fehler. Allerdings gibt es immer wieder solche Fehler. Im März stellte der Regisseur Jocelyn Fiorina ein Foto des 188 Jahre alten Gemäldes „Die Freiheit führt das Volk“ von Eugene Delacroix auf die Plattform – nach gerade einmal 15 Minuten wurde es wieder gelöscht. Auch dafür entschuldigte Facebook sich.

Was tun? Fotos der Kasseler Herkules-Statue wurden aufgrund ihrer Nacktheit schon mehrmals gesperrt. Auch die Rückenansicht war den Facebook-Algorithmen zu anstößig. Mit einem Bildbearbeitungsprogramm zogen die Kasseler ihrem Halbgoat aus Kupfer daher kurzerhand eine knallrote Badehose an. Das Rot steht ihm gut.

Am schönsten aber sind die Nackten selbstverständlich im Original, unzensiert. Johanna Christner

Stein des Anstoßes: Die Venus von Willendorf und andere Nackte müssen sich im Online-Zeitalter warm anziehen.

PRÊT-À-PARLER

FOTOS: TILL FÄHRNDERS, AFP



Das Gesicht der Nationalelf: Joachim Löw hat den deutschen Fußball nach seinen Ideen umgestaltet – und ist damit höchst erfolgreich.

Trainer der Nation

Kinder und Jugendliche haben nur ihn als Bundestrainer erlebt. Seit 2006 hat Joachim Löw den deutschen Fußball auf ein neues Niveau gebracht. Aber er selbst ist schwer zu fassen.

Von Michael Horeni

Ende März, Pressekonferenz vor den Länderspielen gegen Spanien und Brasilien. Die beiden letzten Tests vor der Nominierung des deutschen Kaders für die Fußball-Weltmeisterschaft in Russland stehen an. Eine halbe Stunde stellt sich der Bundestrainer den Medien. Der Pressechef der Nationalelf stellt wie üblich die erste Frage, kurz darauf bekommt Joachim Löw auf dem Podium einen Espresso gereicht. Ein Ritual. Der Bundestrainer nutzt die Frage des Pressechefs zu einer Lageeinschätzung, man könnte es auch die Regierungserklärung des Bundestrainers nennen.

Joachim Löw legt seine grundsätzlichen Überlegungen zur Nominierung des Kaders für die Weltmeisterschaft dar. Auf einzelne Namen verzichtet er. Die richtige Mischung zu finden aus rund drei Dutzend erstklassigen Fußballspielern, aus dem größten Angebot an Talenten, das dem deutschen Fußball jemals zur Verfügung gestanden hat, ist für den Bundestrainer mehr als nur ein erster Schritt auf dem Weg zur Titelverteidigung. Es ist komplizierter und wichtiger, als sich taktische Feinheiten auf dem Fußballplatz auszudenken. Der Bundestrainer will klarmachen, dass er nicht einfach eine Mannschaft zusammenstellt, indem er die vermeintlich 23 besten Spieler beruft, sondern dass er einen Kader komponiert; und dass er darin nicht weniger als den Grundstein des Erfolgs sieht, die vielleicht wichtigste Aufgabe eines Nationaltrainers überhaupt. Eine eigene Kunstform, seine Kunstform.

Wenn es perfekt läuft für die Nationalmannschaft und sie am 15. Juli im Finale von Moskau steht, wird sie bis dahin 540 Spielminuten bei der Weltmeisterschaft hinter sich gebracht haben, Nachspielzeiten und Verlängerungen nicht mitgerechnet. Insgesamt wird sie dann 52 Tage zusammen gewesen sein, rund um die Uhr, immer unter demselben Dach, mehr als sieben Wochen lang, 23 Nationalspieler und rund doppelt so viele Trainer, Betreuer und Helfer. Das wären dann etwa 1248 Stunden ohne echtes Privatleben, unter ständiger medialer Beobachtung. Umgerechnet in Fußballzeit ist das eine Dauer von 832 Spielen. Für Löw fühlt sich die Endrunde einer Weltmeisterschaft, auf die Millionen Fußballfans mit reiner Freude blicken, wie der absolute Ausnahmezustand an.

„Dazu kommt die enorme Emotionalität eines Turniers. Du hängst alles rein, du bist fokussiert, du bist zielorientiert. Als Einzelnr, als gesamtes Team. Das ist eine körperliche Anstrengung, die an Grenzen führt – gleiches gilt für den mentalen Bereich“, sagt der Bundestrainer. Aber es sind die besten Tage seines Trainerlebens.

Unter den besonderen Bedingungen, die bei einer Weltmeisterschaft herrschen, entscheidet für Löw längst nicht mehr alleine die fußballerische Qualität eines Teams über den Gewinn des Titels. Der menschliche Faktor ist für ihn ähnlich wichtig. Alles soll und muss passen für den Bundestrainer in diesem fußballerisch-charakterlichen WM-Puzzlespiel, in diesem Mikrokosmos unterm Medienbrennglas. „Wir erwarten von den Spielern, dass sie sich auf das größte Turnier, das es überhaupt gibt auf dieser Welt, optimal vorbereiten, damit sie mental und körperlich gerüstet sind, um absolute Topleistungen abzurufen. Das brauchen wir, wenn wir bestehen wollen. Wir brauchen 23 Spieler, die diese Leistung abrufen und teamfähig sind. Teamfähigkeit ist ein ganz wichtiges Thema bei einer WM“, sagt der Bundestrainer an jenem Tag, gut zwei Monate vor der Weltmeisterschaft. „Aber jeder muss akzeptieren, wenn er nicht spielt und auf der Bank sitzt. Er muss für die Mannschaft alles geben. Das hat uns 2014 ausgezeichnet. Wir hatten einen unheimlichen Spirit in der Mannschaft. Wir wissen alle, dass dieses Turnier Unmenschliches abverlangt wird.“

Unmenschlich. Das sagte der Bundestrainer mit Blick auf das WM-Turnier tatsächlich. Er nimmt an diesem Tag auch noch andere starke Worte in den Mund. Dass Deutschland in Russland der Gejagte sei, an jedem Tag, in jedem Spiel. Als Weltmeister. Als Sieger des Confederations Cups. Als Europameister der U21. Seine badisch gefärbte weiche Stimme erhebt Löw bei dieser Pressekonferenz nicht, im Gegenteil. Er spricht ruhig, abwägend, meist bedächtig. Und so scheint es, als hätte er sich die kampfbereiten Worte extra für diesen Auftritt zurechtgelegt. Wie den Zucker neben der Tasse, den er während der Pressekonferenz in den Espresso gibt und mit einem Löffelchen verrührt.

Nach den Länderspielen gegen Spanien und Brasilien verschwindet Löw wieder aus der Öffentlichkeit. Abgesehen von einigen wichtigen Spielen deutscher Klubbmannschaften, bei denen er für wenige Sekunden vor der Kamera auftauchen wird, sieht man ihn nicht. Es ist, als könnte sich der Bundestrainer, den fast jeder Deutsche kennt und der zu den beliebtesten Menschen im Land zählt, wochen-, mitunter sogar monatelang unsichtbar machen. Und immer nur zu den großen Turnieren auftauchen, bei denen er schlagartig in den Mittelpunkt des nationalen Interesses rückt. Oder besser, aus seiner Sicht: gerät.

Löw gibt nicht mehr viele Interviews, vor allem, seit er vor vier Jahren in Brasilien die Weltmeisterschaft gewonnen hat, auch wenn Hunderte von Anfragen beim Deutschen

Fußball-Bund landen. Trotz des enormen öffentlichen Interesses ist er auch nach mehr als zehn Jahren mit seinen Haltungen und Meinungen als Privatperson vergleichsweise unscharf geblieben. Man weiß zwar schon seit einigen Jahren, dass er bei der Nationalmannschaft für Vielfalt und Toleranz eintritt, dass er flache Hierarchien schätzt und mit autoritärem Gehabe nicht viel anfangen kann. Und dass er das Zusammenleben und Zusammenwirken der Nationalmannschaft selbst als vorbildhaft ansieht. „Wie schön wäre es, wenn Deutschland auch Weltmeister im Zusammenleben wäre“, sagte er anlässlich einer Ehrung. Aber zu weiterem gesellschaftspolitischem Engagement hat seine Haltung außerhalb von Aktionen des Deutschen Fußball-Bunds nicht geführt.

Selbst nach der Empörung, die Mesut Özil und Ilkay Gündogan kurz vor der Kaderbekanntgabe mit ihrer Trikotübergabe samt Widmung an den türkischen Präsidenten Erdogan hervorriefen, machte es sich der Bundestrainer auf nonchalante Weise einfach. Er habe keine Sekunde an der Nominierung der beiden gezweifelt, auch wenn es keine glückliche Aktion gewesen sei, sagte er. Beide Spieler hätten ihm versichert, dass sie keine politische Botschaft hätten aussenden wollen, zudem hätten sie zuvor viel für die Integration in Deutschland getan. Damit war die Sache für ihn erledigt. Auch wenn die Dienste der zwei Nationalspieler für den türkischen Autokraten von ziele und wohl nicht zuletzt von jungen, türkischstämmigen Fans hierzulande als Abwendung von Deutschland empfunden wurden. Und Özil und Gündogan der Integration damit einen denkbar schlechten Dienst erwiesen.

In Russland will der 58 Jahre alte Bundestrainer ebenfalls nur das Persönliche dem Politischen entgegensetzen. Löw kündigte an, bei der Propaganda-Weltmeisterschaft und dem Propaganda-Erfolg, zu dem das Turnier auch werden könnte, auf den persönlichen Kontakt mit den Menschen im Land zu setzen, die ihm bei der Weltmeisterschaft begegnen werden. Viele dürften das kaum werden. Auf explizite politische Äußerungen verzichtete Löw schon während des Confederations Cups im vergangenen Sommer. Seine Zurückhaltung hat System. Dem Bundestrainer ist damit auch ein Rückzug aus einer Medienwelt gelungen, die auf Prominente versessen ist, Führungskräfte immer schneller verschleißt, Vergrößerungen und Verzerrungen erzeugt und Images schafft, die stärker sein können als die Wirklichkeit.

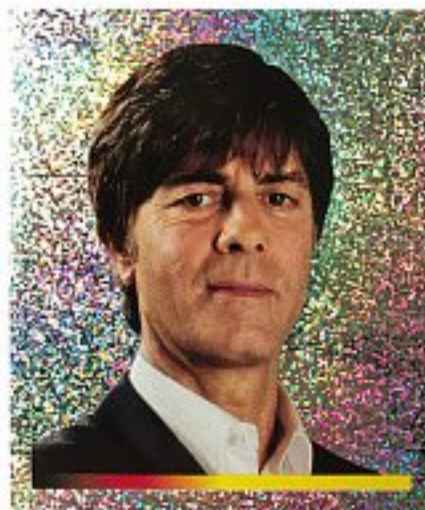
So kommt es, dass Löw auch nach zwölf Jahren als Bundestrainer schwer zu fassen ist. Was formt seine Überzeugungen? Was treibt ihn an? Wofür brennt sein Feuer?



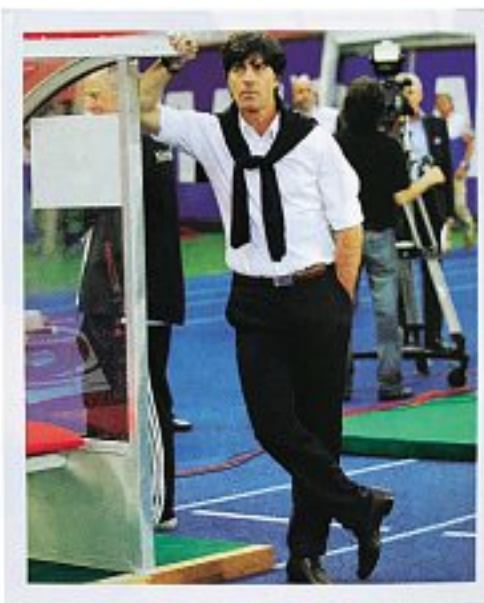
1984/85 spielte Joachim Löw beim Karlsruher SC.



1981/82 stürmte Joachim Löw für Eintracht Frankfurt.



2011 war er schon fünf Jahre im Amt ...



... aber der ganz große Erfolg lag noch vor ihm.

Trainer der Nation

Warum will er der Beste sein? Wenn sich Löw überhaupt zu solchen Fragen äußert, die übers Fußballfachliche hinausreichen, bleibt er lieber vage. Er sagt dann, dass Fußball sein Leben sei. Auch bei den Spielern wolle er Begeisterung entfachen für das, was sie tun.

Vor seinem siebten großen Turnier wirkt es mehr denn je, als würde er in Wirklichkeit allein für diese Zeit leben, für diesen Fußball-Sommer im Ausnahmezustand. In Russland wird erstmals bei einem Turnier kein Spieler in Löws Kader stehen, der sein Debüt vor der Zeit des Bundestrainers gegeben hat. Was der Weltmeister in Russland an Personal anbietet und was er auf dem Platz bietet, entspringt erstmals alleine der Vorstellung des Bundestrainers. Alle Profis, die den deutschen Titel verteidigen sollen, sind unter ihm zu Nationalspielern und Berühmtheiten geworden. „Bei der letzten Weltmeisterschaft waren es Lahm, Schweinsteiger, Mertensacker und Klose. Jetzt sind es Khedira, Hummels, Boateng, Özil und Kroos. Mit diesen Spielern bin ich einen langen Weg über viele Jahre gegangen“, sagt der Bundestrainer über die prägenden Spieler der vergangenen und der kommenden Weltmeisterschaft, allesamt mit ihm verbunden durch Pokale, aber auch durch Privates und Persönliches.

Diese Dinge dringen nicht aus der verschlossenen Welt der Nationalmannschaft, die Löw zusammen mit Manager Oliver Bierhoff in der Nachfolge von Jürgen Klinsmann in einer Dekade ausgeformt hat. Der Bundestrainer hat die Nationalmannschaft so auch zu einem Schutzraum gemacht, der den Trubel der internationalen Topklubs draußen hält, ganz so, als wollte und könnte sie eine Oase im Milliardengeschäft sein, ein Sehnsuchtsort. Mit der restlichen Welt hat diese Welt ohnehin nichts zu tun.

Alle Kinder und Jugendlichen haben in ihrem Leben keinen anderen Bundestrainer als Joachim Löw erlebt. Das gilt, was symbolträchtige Ämter in diesem Land betrifft, ansonsten wohl nur noch für Angela Merkel. Dass eine Gleichsetzung zwischen Personen und Posten überhaupt noch möglich ist in dieser Zeit, in der sich viele Dinge rasend schnell verändern, ist erstaunlich genug. Und klar ist, dass sich der Fußball in dieser langen Zeit radikal verändert hat – und auch, dass der Bundestrainer den deutschen Fußball radikal verändert hat.

Löw stieß im Sommer 2004 an der Seite Klinsmanns zur Nationalmannschaft, als Nachfolger des Rudi-Völlers-Assistenten Michael Skibbe. Damals war Gerhard Schröder noch Bundeskanzler, Hartz IV wurde eingeführt, Smartphones gab es nicht. Im deutschen Fußball hatte man noch nichts von Gegenpressing, Ballbesitzfußball und Tiki-Taka gehört. Im deutschen Tor stand ein blonder Torwart, der „Titan“ genannt wurde, aber das sieglose Ausscheiden in der Vorrunde bei der Europameisterschaft 2004 nicht verhindern konnte. Löw selbst war ohne Job, wenige Monate zuvor hatte ihn Austria Wien beurlaubt. Dass der Aufstieg des deutschen Rumpelfußballs zur Nummer eins der Welt einmal untrennbar mit seinem Namen verbunden sein würde, ist das vielleicht größte deutsche Fußballwunder. Womöglich auch für ihn selbst.

Nicht nur der deutsche Fußball hat unter Löw einen unverwechselbaren Stil gefunden. Auch der Bundestrainer ist vor der WM 2018 nicht mehr der, der er einmal war. „Es ist ein großer Vorteil, wenn man lange dabei ist“, sagt Löw. Er habe magische Momente erlebt, wie das 7:1 gegen Brasilien oder das 1:0 im WM-Finale gegen Argentinien. Und bittere Enttäuschungen wie das 1:2 gegen Italien im Halbfinale der Europameisterschaft 2012. Nachdem ihm die WM Ruhm eingebracht hat, kann er mittlerweile auch sagen, dass bittere Niederlagen und scharfe Kritik ihm geholfen haben zu wachsen. So etwas auszusprechen war ihm vor vier Jahren, ohne Titel, noch nicht möglich.

Die Evolution des deutschen Fußballs und des Bundestrainers gingen seit 2006 Hand in Hand. Schon jetzt ist seine Bilanz unerreichbar. Kurz vor der Weltmeisterschaft in Russland stehen für den Bundestrainer 106 Siege in 160 Länderspielen. Das ist ein Punkteschnitt von 2,175, den keiner seiner neun Vorgänger seit 1926 zustande gebracht hat. In jedem seiner bisher acht Turniere, sechs als Bundestrainer, zwei als Assistent von Klinsmann, hat er mit seinen Teams jeweils mindestens das Halbfinale erreicht, dreimal sogar das Finale, und das immer als Bundestrainer. Eine solche Konstanz auf höchstem Niveau kann keine andere Nation vorweisen und kein anderer Fußballtrainer.

Löw aber hat mehr geleistet, als Zahlen verraten. Mit seinem Namen wird der Wandel der Nationalmannschaft von einer Kicker-Nation aus oftmals stumpfen Rennern und Kämpfern zu einem Fußball-Ensemble von hoher spielerischer und ästhetischer Qualität verbunden bleiben. Es ist ein fußballerischer, mentaler und kultureller Wandel – auch wenn der Blick auf seine bisherige Bilanz zeigt, dass er mit einem einzigen Titel nicht das Maximum an Erfolg bei großen Turnieren erreicht hat.

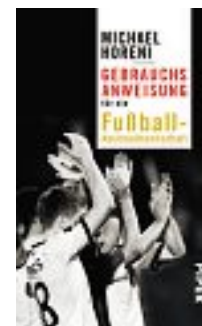
All diese Erfahrungen haben dazu geführt, dass Löw vor dem Turnier in Russland eine Sicherheit und Zuversicht an den Tag legt, die er lange und bis zuletzt so nicht besaß. Die vielen Jahre und Turniere, die schwierigen Situationen und Spiele, die geglückten Strategien und großen Siege, nicht zuletzt auch Fehler und Fehlritte haben ihn nicht zu einem anderen Trainer gemacht – wohl aber zu einem besseren. Und wie nebenbei auch zum erfahrensten Nationaltrainer bei dieser WM. Wenn es Löw tatsächlich noch einmal gelingen sollte, in Russland mit seinem Team ganz oben zu stehen, würde er etwas schaffen, was bisher keinem Trainer der Welt gelungen ist: den WM-Titel erfolgreich zu verteidigen. Ihm ist anzumerken, dass er daran glaubt und daran arbeitet, dass ihm auch das gelingt.

Doch es war, anders als es im Rückblick vielleicht erscheint, nicht alles Gold, was heute glänzt. Das hat nicht zuletzt mit den Paradoxien und Widersprüchlichkeiten zu tun, die sich in all den Jahren durch das Bild des Bundestrainers ziehen. So hat Löw den Fußball der Nationalmannschaft über die Jahre mit seinen Entscheidungen zwar stark verändert, aber einzelne Entscheidungen zu treffen ist ihm oft schwergefallen. Er hat in der Mannschaft mittlerweile die größte Außenwirkung aller Akteure, aber er lässt die Nationalspieler neben sich trotzdem groß werden (was vielen anderen Trainern nicht gelingt). Seine fußballerischen Vorstellungen vom technisch schönen Spiel hat er konsequent verfolgt, aber den akribischen Arbeiter, der jeden Tag an seinem Plan feilt, konnte man keineswegs immer in ihm erkennen. Auf den Gegner hat er seine Mannschaft oft gut vorbereitet, aber spontane Veränderungen während eines Spiels haben lange nicht funktioniert. Es ist ihm schwergefallen, öffentlich Fehler und Schwächen zuzugeben. Aber nach einer gewissen Zeit hat er sich still und leise doch korrigiert.

Er wirkt nicht wie ein Kämpfertyp, ist aber zäh und gibt nach Rückschlägen nicht auf. Er behauptete, dass ihm ein großer Titel, als er ihn noch nicht hatte, persönlich nicht so wichtig wäre. Als er ihn dann aber gewonnen hatte, genoss er ihn länger, als es dem Team guttat. Als die Luft nach der WM 2014 raus schien aus der Beziehung zwischen Bundestrainer und Nationalmannschaft, erneuerte er 2017 beim Confederations Cup das Team mit vielen jungen Spielern – und auch sich selbst.

Über die Wendungen und Weiterungen seiner Karriere hat Löw in diesem Jahr nicht nur gesagt, dass ihm die schmerzhaften Momente und Niederlagen auf seinem Weg geholfen haben. Er sagte auch, dass es mitunter lange dauern könne, große Siege zu verkräften. Tatsächlich sah es bis zum WM-Triumph so aus, als ob Löw den Druck, Titel gewinnen zu müssen, immer gespürt und darunter gelitten hat – bis er den Pokal endlich in Händen hielt. Danach brauchte er fast drei Jahre, um für sich und die Nationalelf nochmals einen neuen Weg zu finden.

Mittlerweile sei ihm klargeworden, sagt er, dass es für den gleichen Trainer mit dem gleichen Rezept und der gleichen Mannschaft schwierig sei, große Erfolge zu wiederholen. Bei der EM 2016, die mit einer Halbfinal-Niederlage gegen Frankreich zu früh endete, hatte er noch auf eine Fortsetzungsgeschichte mit demselben Personal und derselben Idee gehofft. Aber Löw hat begriffen, dass es so nicht geht. Und seit gut einem Jahr handelt er auch nach dieser Überzeugung. Dadurch ist er vielleicht genau zu dem Trainer geworden, der er immer sein wollte. Etwas Besseres, so viel lässt sich jetzt schon sagen, kann sich Fußball-Deutschland für diesen Sommer kaum wünschen. ◀



Von Michael Horeni ist gerade erschienen: „Gerbruchs-Anweisung für die Fußball-Nationalmannschaft“, Piper, 15 Euro.

FOTOS: PANINI/4, PIRELLI

PORSCHE DESIGN
TIMEPIECES



70Y



1919 Datetimer
70Y Sports Car Limited Edition
Limitiert auf 1948 Exemplare.

MAN KANN VON VISIONEN TRÄUMEN. ODER SIE UMSETZEN.

PORSCHE DESIGN FEIERT SIEBZIG JAHRE PORSCHE

www.porsche-design.com/1919datetimer-70Y



In Samara: 44.900 Plätze



In Kasan: 45.100 Plätze



In St. Petersburg: 69.500 Plätze



In Saransk: 45.000 Plätze



In Jekaterinburg: 35.700 Plätze



In Moskau: Spartak-Stadion (44.900 Plätze)



In Rostow am Don: 45.000 Plätze



In Sotschi: 47.600 Plätze



In Kaliningrad: 35.200 Plätze



In Moskau: Luschniki-Stadion (81.000 Plätze)



In Wolgograd: 45.000 Plätze



In Nischni Nowgorod: 44.900 Plätze

WO DER BALL ROLLT

Wer? Wann? Wo?
Und gegen wen?
Die Fußball-WM 2018 in Russland auf einen Blick – von der Vorrunde bis zum Finale im Moskauer Luschniki-Stadion



GRUPPE A
Do. 14. 6. 17 Uhr Moskau Russland : Saudi-Arabien : :

Fr. 15. 6. 14 Uhr Jekaterinburg Ägypten : Uruguay : :
--

Di. 19. 6. 20 Uhr St. Petersburg Russland : Ägypten : :
--

Mi. 20. 6. 17 Uhr Rostow am Don Uruguay : Saudi-Arabien : :
--

Mo. 25. 6. 16 Uhr Samara Uruguay : Russland : :
--

Mo. 25. 6. 16 Uhr Wolgograd Saudi-Arabien : Ägypten : :
--

TABELLE GRUPPE A
1.
2.
3.
4.

ACHTTELFINALE A
Sa. 30. 6. 16 Uhr Kasan : : Sieger C – Zweiter D

VIERTELFINALE A
Fr. 6. 7. 16 Uhr Nischni Nowgorod : : Sieger A – Sieger B

GRUPPE B
Fr. 15. 6. 17 Uhr St. Petersburg Marokko : Iran : :

Fr. 15. 6. 20 Uhr Sotschi Portugal : Spanien : :

Mi. 20. 6. 14 Uhr Moskau Portugal : Marokko : :
--

Mi. 20. 6. 20 Uhr Kasan Iran : Spanien : :

Mo. 25. 6. 20 Uhr Kaliningrad Spanien : Marokko : :
--

Mo. 25. 6. 20 Uhr Saransk Iran : Portugal : :
--

TABELLE GRUPPE B
1.
2.
3.
4.

ACHTTELFINALE B
Sa. 30. 6. 20 Uhr Sotschi : : Sieger A – Zweiter B

VIERTELFINALE B
Fr. 6. 7. 20 Uhr Kasan : : Sieger E – Sieger F

GRUPPE C
Sa. 16. 6. 12 Uhr Kasan Frankreich : Australien : :

Sa. 16. 6. 18 Uhr Saransk Peru : Dänemark : :
--

Do. 21. 6. 14 Uhr Samara Dänemark : Australien : :

Do. 21. 6. 17 Uhr Jekaterinburg Frankreich : Peru : :
--

Di. 26. 6. 16 Uhr Sotschi Australien : Peru : :
--

Di. 26. 6. 16 Uhr Moskau Dänemark : Frankreich : :

TABELLE GRUPPE C
1.
2.
3.
4.

ACHTTELFINALE C
So. 1. 7. 16 Uhr Moskau : : Sieger B – Zweiter A

VIERTELFINALE C
Sa. 7. 7. 16 Uhr Samara : : Sieger G – Sieger H

GRUPPE D
Sa. 16. 6. 15 Uhr Moskau Argentinien : Island : :

Sa. 16. 6. 21 Uhr Kaliningrad Kroatien : Nigeria : :

Do. 21. 6. 20 Uhr Nischni Nowgorod Argentinien : Kroatien : :
--

Fr. 22. 6. 17 Uhr Wolgograd Nigeria : Island : :

Di. 26. 6. 20 Uhr St. Petersburg Nigeria : Argentinien : :

Di. 26. 6. 20 Uhr Rostow am Don Island : Kroatien : :
--

TABELLE GRUPPE D
1.
2.
3.
4.

ACHTTELFINALE D
So. 1. 7. 20 Uhr Nischni Nowgorod : : Sieger D – Zweiter C

VIERTELFINALE D
Sa. 7. 7. 20 Uhr Sotschi : : Sieger C – Sieger D

GRUPPE E
So. 17. 6. 14 Uhr Samara Costa Rica : Serbien : :

So. 17. 6. 20 Uhr Rostow am Don Brasilien : Schweiz : :
--

Fr. 22. 6. 14 Uhr St. Petersburg Brasilien : Costa Rica : :
--

Fr. 22. 6. 20 Uhr Kaliningrad Serbien : Schweiz : :
--

Mi. 27. 6. 20 Uhr Moskau Serbien : Brasilien : :

Mi. 27. 6. 20 Uhr Nischni Nowgorod Schweiz : Costa Rica : :
--

TABELLE GRUPPE E
1.
2.
3.
4.

ACHTTELFINALE E
Mo. 2. 7. 16 Uhr Samara : : Sieger E – Zweiter F

HALBFINALE A
Di. 10. 7. 20 Uhr St. Petersburg : : Sieger A – Sieger B

GRUPPE F
So. 17. 6. 17 Uhr Moskau Deutschland : Mexiko : :

Mo. 18. 6. 14 Uhr Nischni Nowgorod Schweden : Südkorea : :

Sa. 23. 6. 17 Uhr Rostow am Don Südkorea : Mexiko : :
--

Sa. 23. 6. 20 Uhr Sotschi Deutschland : Schweden : :

Mi. 27. 6. 16 Uhr Kasan Südkorea : Deutschland : :

Mi. 27. 6. 16 Uhr Jekaterinburg Mexiko : Schweden : :
--

TABELLE GRUPPE F
1.
2.
3.
4.

ACHTTELFINALE F
Mo. 2. 7. 20 Uhr Rostow am Don : : Sieger G – Zweiter H

HALBFINALE B
Mi. 11. 7. 20 Uhr Moskau : : Sieger C – Sieger D

GRUPPE G
Mo. 18. 6. 17 Uhr Sotschi Belgien : Panama : :

Mo. 18. 6. 20 Uhr Wolgograd Tunesien : England : :

Sa. 23. 6. 14 Uhr Moskau Belgien : Tunesien : :
--

So. 24. 6. 14 Uhr Nischni Nowgorod England : Panama : :
--

Do. 28. 6. 20 Uhr Saransk Panama : Tunesien : :
--

Do. 28. 6. 20 Uhr Kaliningrad England : Belgien : :
--

TABELLE GRUPPE G
1.
2.
3.
4.

ACHTTELFINALE G
Di. 3. 7. 16 Uhr St. Petersburg : : Sieger F – Zweiter E

SPIEL UM PLATZ 3
Sa. 14. 7. 16 Uhr St. Petersburg : : Verlierer A – Verlierer B

GRUPPE H
Di. 19. 6. 14 Uhr Saransk Kolumbien : Japan : :

Di. 19. 6. 17 Uhr Moskau Polen : Senegal : :

So. 24. 6. 17 Uhr Jekaterinburg Japan : Tunesien : :

So. 24. 6. 20 Uhr Kasan Polen : Kolumbien : :
--

Do. 28. 6. 16 Uhr Wolgograd Japan : Polen : :
--

Do. 28. 6. 16 Uhr Samara Senegal : Kolumbien : :

TABELLE GRUPPE H
1.
2.
3.
4.

ACHTTELFINALE H
Di. 3. 7. 20 Uhr Moskau : : Sieger H – Zweiter G

FINALE
So. 15. 7. 17 Uhr Moskau : : Sieger A – Sieger B

Cordanzug und Pullover
von Ermenegildo Zegna
Couture



Bomberjacke von Hermès

MESUT

Er ist einer der besten und nun der umstrittenste deutsche Nationalspieler. Wir haben Mesut Özil in neuer Mode zu Hause in London fotografiert – kurz bevor er für andere Fotos berüchtigt wurde.

*Fotos Frederike Helwig
Styling Markus Ebner*

Jacke, T-Shirt und
Hose von Lanvin

MESUT



Blouson und
Jogginghosen von
EA 7, Sneaker
von Adidas,
Uhr von Rolex





MESUT

Jacke, Polo hemd
und Sneaker von
Dior Homme,
Hose von Dirk
Bikkemberg,
Uhr von Rolex

MESUT

Diesen Text müssen wir im Plusquamperfekt beginnen. Zwei Tage, bevor Mesut Özil und Ilkay Gündogan dem türkischen Präsidenten Erdogan ihre Reverenz erwiesen, hatten unsere Modeaufnahmen stattgefunden. Özil hatte uns in sein Haus in London geladen, und wir waren mit Fotografin, Stylistin und Assistenten angetroffen.

Nicht ohne Grund hatten wir ihn ausgesucht. Der Fußball-Nationalspieler wird oft missverstanden. Es wird ihm vorgeworfen, dass er in wichtigen Länderspielen nicht präsent genug sei. Dabei gehört er zu den wenigen Spielern der Ära Joachim Löw, die konstant eingesetzt werden. Denn er kann hervorragend mit dem Ball umgehen, er spielt kreativ hinter der Spitze, er schlägt entscheidende Pässe und ist damit so etwas wie die Symbolfigur für den intelligenten Stil der aktuellen deutschen Nationalmannschaft.

Zum Covermodel für dieses Magazin hatte ihn noch mehr qualifiziert: Der Mann mit dem Schlafzimmerblick ist ein hellwacher Beobachter der Mode. „Ich interessiere mich sehr dafür“, sagte er bei den Aufnahmen für dieses Heft. „Ich achte auch darauf, was ich anziehe.“ In diesem Fall konnte er ohnehin nicht anders. Denn wir hatten vorher wichtige Looks aus den Herren-Kollektionen für Herbst und Winter zurechtgelegt. Özil mochte vor allem den Anzug von Zegna Couture und alles von Emporio Armani.

Sein neu erworbenes Haus sieht echt britisch aus, und es hat, ebenfalls echt britisch, einen großen Garten. Es liegt im nördlichen Londoner Stadtteil Hampstead, einem der bevorzugten Wohnviertel der britischen Hauptstadt mit der höchsten Millionärsdichte des Landes.

Mesut Özil war charmant, pünktlich und freundlich. Das mag auch mit der Herkunft des Nationalspielers zu tun haben, der am 15. Oktober 1988 geboren wurde, also bald 30 Jahre alt wird. Der Sohn türkischer Einwanderer wuchs im Gelsenkirchener Stadtteil Bismarck mit einem älteren Bruder und zwei jüngeren Schwestern auf. Das spricht dafür, dass er mit beiden Beinen im Leben steht. Der Fußball-Star, der über Schalke 04, Werder Bremen und Real Madrid vor fünf Jahren zum FC Arsenal kam, ist ein Gelsenkirchener Junge geblieben – und zugleich, das lässt die Einrichtung erahnen, ist er stolz auf seine türkischen Wurzeln.

Sein Haus in Hampstead ist von Cansel Didar Okutur ausgestattet worden, die schon vielen prominenten Fußballspielern geholfen hat, unter ihnen Emre Can vom FC Liverpool. Der Look: warm, aufgeräumt, cool. Der Mittelpunkt des Hauses sind drei Screens, auf denen er mit seinen Freunden Erkut und Serdar daddelt. Özil, der gläubig ist, mag vor allem das Osmanische Zimmer.

Punkt 14 Uhr ging die Tür auf, Mesut Özil grüßte alle per Handschlag. Dann ging's erst einmal in die Küche, wo schon die Pasta wartete. Lange brauchte er nicht, Zeitverschwendung scheint nicht sein Ding zu sein, nach einigen Minuten stand er bereit. Für eines der Fotos hielt er seinen



Hund im Arm. Der Mops heißt Balboa, nach dem von Sylvester Stallone verkörperten Boxer Rocky Balboa aus den „Rocky“-Filmen. Balboa folgt Mesut auf Schritt und Tritt.

Mesut Özil bereitet sich schon auf ein Leben nach dem Fußball vor. Für sein eigenes Unternehmen hat er ein Logo entwickelt. „Auch nach der Fußballkarriere gehe ich meinen Weg, als Geschäftsmann“, sagte er. Im Café-Business ist er in London schon tätig. Bald könnte eine Modemarke folgen. „Ich habe ein Auge für Design.“ Viele Fußballspieler stecken in formeller Kleidung wie im Konfirmationsanzug, er nicht. „Auch ich laufe nicht jeden Tag im Anzug rum“, sagte er. „Aber je älter ich werde, desto *classier* ziehe ich mich an. Man kann nicht im Hoodie in ein Business-Meeting gehen.“

Unsere Fotografin legte also los, es musste schnell gehen, denn gleich darauf stand ein Shooting für die Playstation-Fifa-Games an. Und am Wochenende nach unseren Aufnahmen sollte er noch einen wichtigen Termin haben. Er hätte sich die Verabredung besser erspart. Aber das gibt er nicht zu. Nach diesen Fotos war er für einen Kommentar erst mal nicht mehr zu haben. Die Bilder müssen für sich sprechen. Der Rest ist Vorvergangenheit.

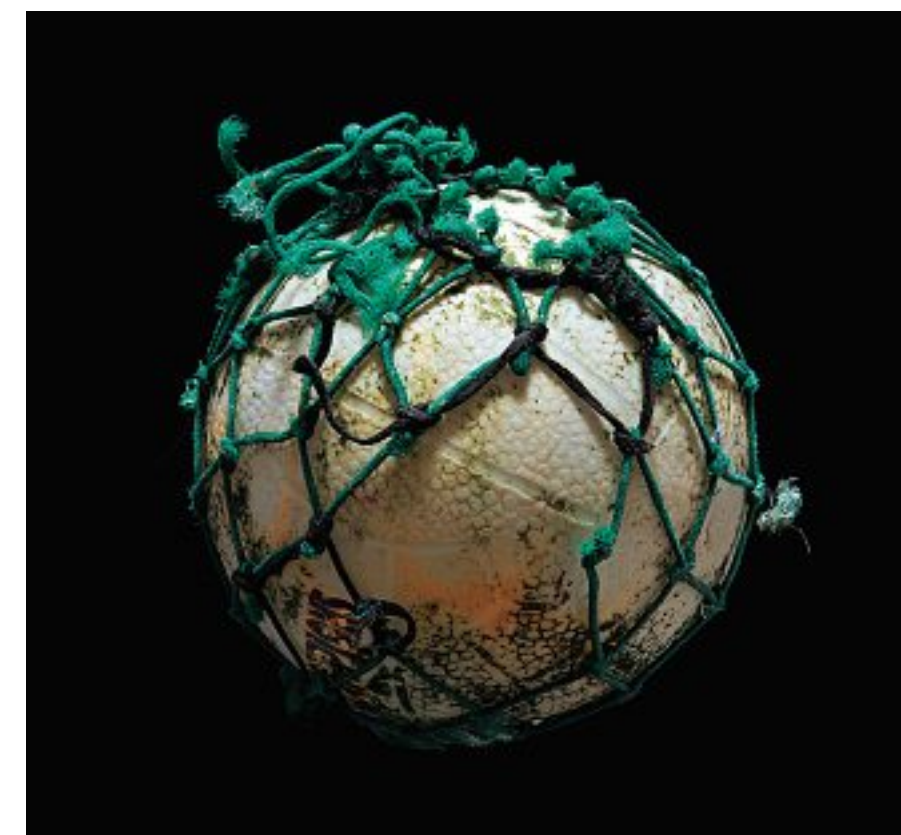
Nylon-Hoodie,
Rollkragenpullover
und Nylon-Hose
von Prada

Fotografie: Frederike Helwig
Styling: Markus Ebner
Styling-Assistenz: Evelyn Tye, Juliette Billy
Foto-Assistenz: Larry Gorman (ProLighting London)
Text Markus Ebner, Alfons Kaiser
Fotografiert am 11. Mai in London.



træ + buffalo horn

L I N D B E R G



BALLA BALLA

Mandy Barker fotografiert Müll.
Und macht mit der Ästhetisierung des Abfalls auf
die Verschmutzung der Meere aufmerksam.

Von Leonie Feuerbach, Fotos Mandy Barker

Mandy Barker fotografiert Müll – und nichts anderes. Plastikmüll, der an den Stränden der Welt angespült wird und die Vermüllung der Meere verdeutlicht: Reste von Luftballons, von Kämmen, Kabeln, Ventilatoren oder Plastikflaschen. In ihren Werken ordnet die britische Fotografin sie so an, dass sie schön erscheinen: nach Farben sortierte Einzelteile, die vor schwarzem Hintergrund wie im Weltall umherzuschweben scheinen. Erst nach einer Weile wird dem Betrachter klar, was er da sieht. „Das ist dann wie ein Stich in den Rücken“, sagt Mandy Barker.

Die Serie, die wir auf diesen Seiten abdrucken, heißt Penalty, also Strafstoß. Es sind Fußbälle, die an Stränden angespült wurden. Dem Aufruf in sozialen Netzwerken, ihr solche Fundstücke zuzusenden, folgten binnen vier Monaten fast 100 Menschen, die ihr 769 Fußbälle von 144 Stränden schickten. Manche Bälle sind zerkratzt, verbrannt, bekratzelt, manche wurden angeknabbert von Fischen und Schildkröten, manche bewohnt von Krabben, Ameisen, Krebsen und Würmern. Viele waren vollkommen plattgedrückt und mussten für die Aufnahmen erst wieder in Form gebracht werden.

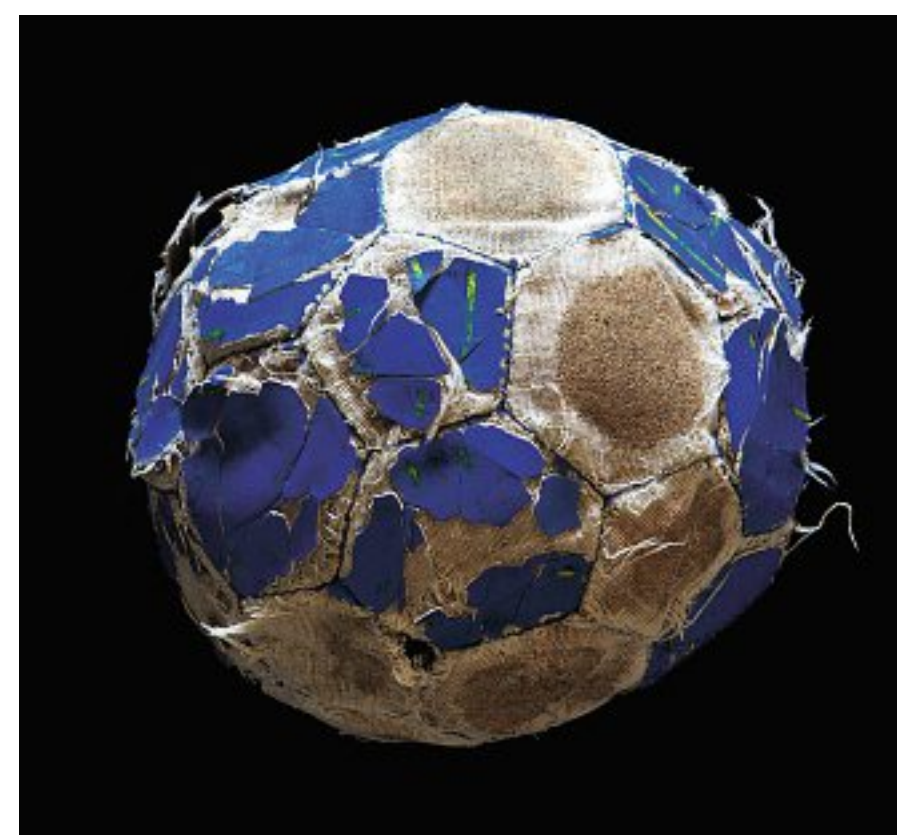
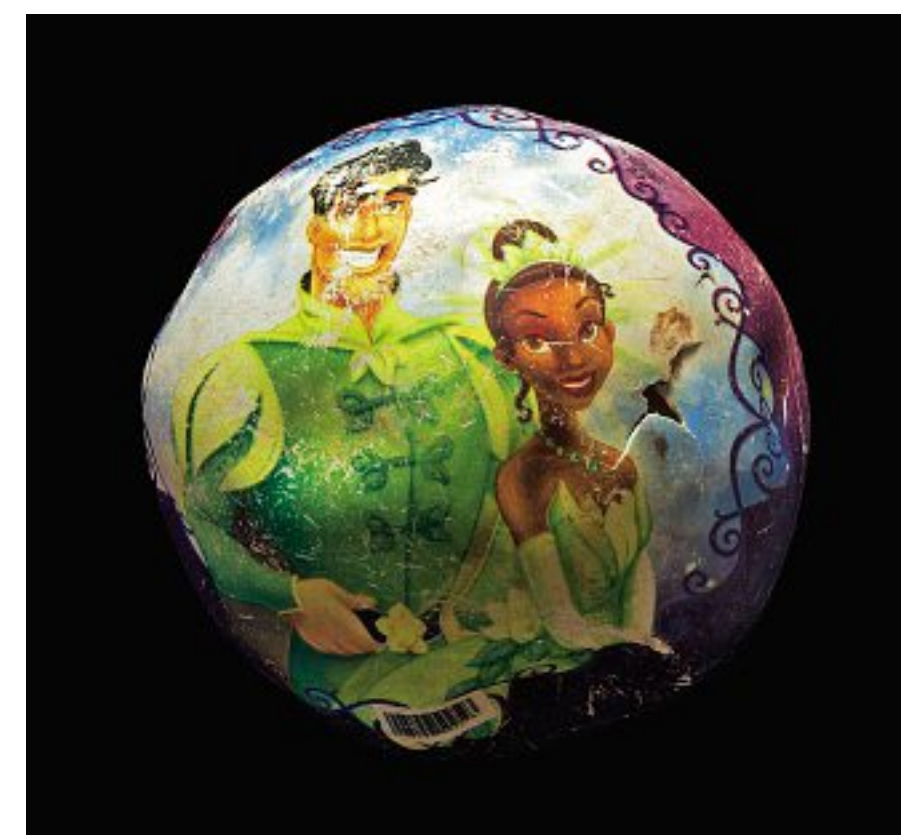
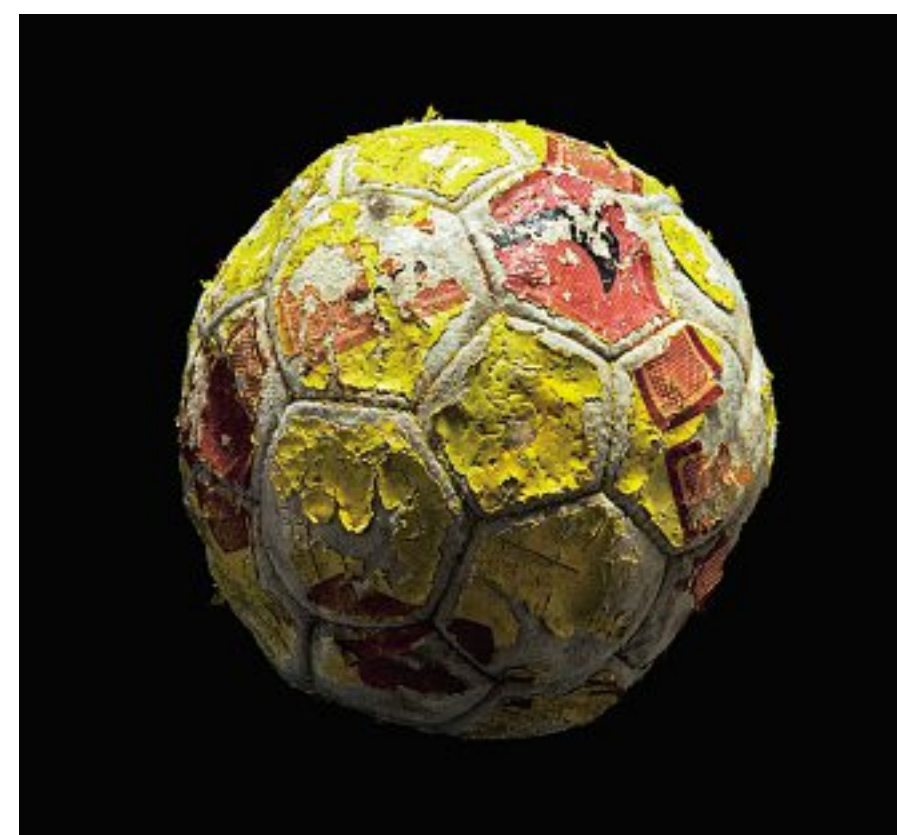
Diese Fußbälle geben Rätsel auf. Wie gelangten sie ins Meer? Gingen sie beim Spielen am Strand verloren, oder wurden

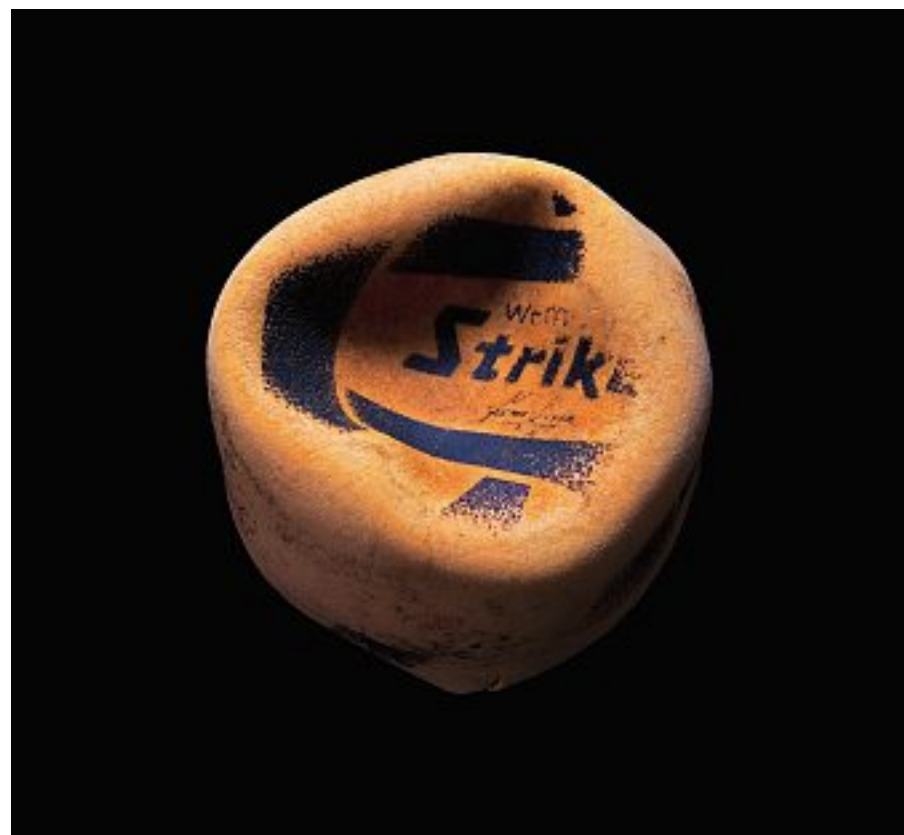
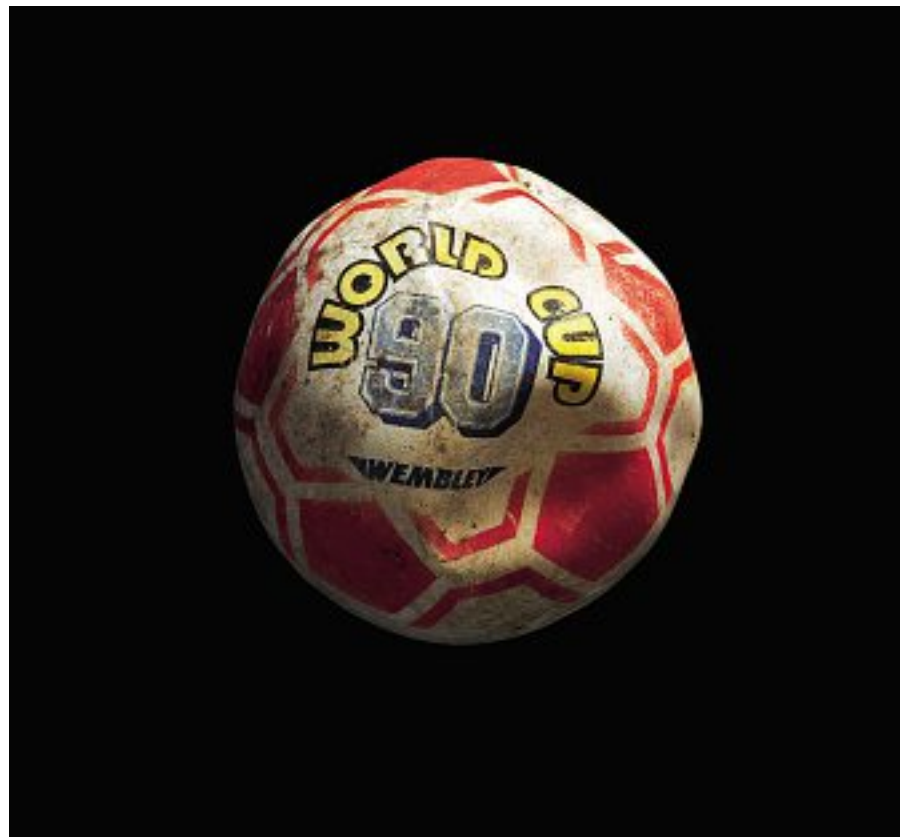
sie dort entsorgt? Hat ein Fußball vom Africa Cup, der an einem brasilianischen Strand gefunden wurde, wirklich den Ozean überquert? Oder wurde er in Brasilien gekauft? Auch das Alter der Bälle lässt sich nur schätzen; der älteste ist vermutlich um die 60 Jahre alt.

Anderes weiß sie. Die Bälle lassen sich 43 Marken zuordnen, wobei Adidas besonders häufig vertreten ist. 96 verschiedene Namen sind aufgedruckt. Sie nehmen Bezug auf elf Weltmeisterschaften, drei Champions-League-Spiele, drei Olympische Spiele und zwölf Fußballklubs oder Nationalmannschaften.

All diese Informationen hat Mandy Barker detailliert zusammengetragen. Mit den Fotos will sie nicht das Fußballspielen am Strand oder internationale Sportwettbewerbe verteufeln. Vielmehr will sie – wie mit all ihren Werken – das Bewusstsein dafür schärfen, wie stark Ozeane und Meere verschmutzt sind.

In jedem Quadratkilometer der Weltmeere, die fast 70 Prozent der Erdoberfläche bedecken, schwimmen Hunderttausende Teile Plastikmüll. Allein im Jahr 2010 gelangten laut einer Studie etwa acht Millionen Tonnen Plastikmüll in die Ozeane. Seevögel verenden, weil sie Handyteile fressen, Schildkröten verwechseln Plastiktüten mit Quallen, Fische winzige Plastikteilchen mit Plankton, und





Plankton ernährt sich von Mikroplastik, also von Kunststoffteilchen mit einem Durchmesser unter fünf Millimetern.

Im Laufe der Zeit hat Mandy Barker herausgefunden, dass sie auf das Thema eher mit ansprechenden Bildern aufmerksam machen kann. Angefangen hatte sie mit dokumentarischen Fotos. Aber seit sie den Abfall ästhetisiert, wird ihre Arbeit stärker nachgefragt. Menschen teilen sie öfter in sozialen Medien – und geben auf Feedback-Bögen an, sie wollten ihren Plastikverbrauch künftig überdenken.

Die 53 Jahre alte Britin arbeitete lange als Grafikdesignerin, bevor sie mit Mitte 40 beschloss, ihren Traum zu verwirklichen und Fotografin zu werden. Die Idee entstand, als sie immer wieder den angespülten Müll im Naturreservat Spurn an der Nordküste Englands in der Nähe ihrer Geburtsstadt Hull betrachtete. Einmal waren Autoteile darunter, einmal ein Computer. War das in ihrer Kindheit nicht weniger gewesen?

Seither fotografiert sie viele Arten von Umweltverschmutzung. Im Juni erscheint

eine neue Fotoserie, die Plastikverschlüsse von Cola-Flaschen zeigt. Wieder wurden sie aus aller Welt eingesandt. In einem Gewächshaus, im Keller und in einer Garage von Freunden stapeln sich angeschwemmte Objekte. Viele warten noch darauf, fotografiert zu werden.

Und es werden immer mehr. Wissenschaftler, mit denen sie in Kontakt steht, bringen ihr immer neue Arten von Müll. Sie selbst verfolgt die Forschung und lässt sie in ihre Arbeit einfließen. So las sie in einem Fachartikel aus dem Jahr 2012, dass im Abwasser von Waschmaschinen bis zu 1900 kleinste Kunststoffteilchen pro Waschgang gefunden wurden. Dieses Mikroplastik kann ebenfalls in den Weltmeeren enden. Über die Nahrungskette gelangt es bis zum Menschen. Wie will man das fotografieren? Mandy Barker wird auch das schaffen. „Und es gibt noch viele Themen, über die die Leute nicht genug wissen.“

Bis in den September sind Fotos von Mandy Barker bei der Triennale der Photographie in Hamburg zu sehen.

Manifest wider die Sportdiktatur

Von Ilija Trojanow und Klaus Zeyringer

Einst ging es beim Sport um Hingabe und Leidenschaft, um Gemeinschaft und Identität. Inzwischen geht es nur noch um Macht und Geld. Großveranstaltungen wie Fußballweltmeisterschaften und Olympische Spiele sind in der Hand einer kleinen Gruppe, auffällig viele ihrer Mitglieder mafiös und autoritär. Fifa und IOC unterliegen kaum einer Kontrolle von außen, sie sind Vereinigungen nach Schweizer Recht und behaupten sich überstaatlich. Die Austragungsländer überlassen ihnen wesentliche Hoheitsrechte, sie setzen für sie Grenzkontrollen, Steuer-, Arbeits- und Geldwäschegesetze außer Kraft. Die Stadien und ihr Umkreis werden ihnen als Territorium überantwortet, in denen die Regeln von IOC oder Fifa gelten. Fifa und IOC betreiben »Kulturgüter der Menschheit« als Monopol einer elitären, neofeudalen organisierten Gruppe. Während die Veranstalter, also das jeweilige Steuervolk, seit Jahrzehnten immer gehörige Defizite tragen, machen IOC und Fifa enorme Gewinne, deren Verwendung keiner wirklichen öffentlichen Kontrolle unterliegt. Die immer wieder ans Tageslicht gelangende Korruption ist folglich kein Zufall, sondern im System angelegt.

Zudem hat der medial hoch präsente Spitzensport, insbesondere der Fußball, finanzielle Dimensionen erreicht, die gesellschaftlich nicht mehr tragbar sind. Es handelt sich gerade nicht einfach um einen freien Markt ohne Subventionen, denn die öffentliche Hand bezahlt die Infrastruktur – Stadien, Straßen, öffentlichen Verkehr – und übernimmt die Polizeieinsätze. Die Spieler verdienen inzwischen Gehälter, die tausendfach über den Einkommen von Lehrern und Krankenschwestern, Busfahrern und Verwaltungsangestellten liegen. Ermöglicht wird dieses System nicht nur durch die Mithilfe staatlicher Instanzen, sondern vor allem durch die Abgeltung der Medienrechte. Mit anderen Worten: durch uns Zuschauer. So großartig wir den Sport finden, so sehr uns das Fußballspiel fasziniert – wir erachten es als dringend notwendig, diesen Zuständen als Publikum die Unterstützung zu entziehen. Wir sollten die neofeudalen Machenschaften und dunklen Geschäfte, die absurde soziale Ungerechtigkeit des ganzen Systems nicht länger unterstützen. Intransparenz und Korruption dürfen von einer demokratischen Gesellschaft nicht länger hingenommen werden.

Boycottieren wir die WM 2018 in Russland! Schauen wir uns kein einziges Match an! Wir sind keine Quotenbringer, keine dummen Schafe, keine dumpfen Konsumenten – wir sind wahre Fußballfans!

Das Manifest des Schriftstellers Ilija Trojanow und des Fußball-Fachmanns Klaus Zeyringer erscheint in diesen Tagen in der Kampfschrift „Das wunde Leder. Wie Kommerz und Korruption den Fußball kaputt machen“ (Suhrkamp) von Stefan Gmünder und Klaus Zeyringer.

WELTMEISTER

1954, 1974, 1990, 2014:
Vier Mal gewann das
deutsche Nationalteam
den Titel und jede
Generation auf ihre
Art. Vier Weltmeister
erzählen.



Auf Zeitreise: Der Pfälzer Horst Eckel (hier im Jahr 2007) gehörte von 1952 bis 1958 der deutschen Fußball-Nationalmannschaft an.

Foto Daniel Pilar

Daheim ist daheim. Deshalb lebt Horst Eckel von Geburt an in Vogelbach in der Westpfalz, das zur knapp 7000 Einwohner zählenden Gemeinde Bruchmühlbach-Miesau gehört. „Ich hätte die Möglichkeit gehabt, überall zu wohnen“, sagt der Sechszwanzigjährige. „Aber ich habe mir gesagt: Nein, du bleibst in deinem Heimatort. Hier bin ich der Horst Eckel und nicht der Weltmeister. Und das ist für mich auch gut so.“

Dieser Horst Eckel ist der einzige von rund 1200 Vogelbachern, den die ganze Welt kennt. Denn er war am 4. Juli 1954 einer der deutschen Fußballhelden, die in der Schweiz das „Wunder von Bern“ vollbrachten und im Endspiel die Ungarn, die man für unschlagbar hielt, 3:2 besiegten. Ein historisches Datum für ganz Deutschland. So mancher Zeithistoriker wie Joachim Fest, der frühere Herausgeber dieser Zeitung, sah in diesem ersten von vier deutschen WM-Titeln neun Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges „die eigentliche Geburtsstunde der Bundesrepublik Deutschland“. Es war ein Feiertag für das gesamtdeutsche Wir-Gefühl, der auch viele Deutsche in der DDR heimlich, still und leise bewegte.

In solchen Dimensionen dachte an jenem kühlen und verregneten Sommerabend im Wankdorfstadion niemand in der deutschen Mannschaft. Schließlich galten die Ungarn mit ihren Stars Ferenc Puskás, Sándor Kocsis, Nándor Hidegkuti, Gyula Grosics, Zoltán Czibor und Gyula Lóránt nach einer Serie von 31 Spielen ohne Niederlage als „Wunderelf“, als sie den nassen Rasen des Endspielstadions betreten. Sie hatten den Engländern 1953 als erste kontinentaleuropäische Nationalmannschaft mit ihrem 6:3-Sieg im Londoner Wembley-Stadion handstreichartig den Mythos der Unbesiegbarkeit genommen und während der WM in der Schweiz die mit einem B-Team angetretenen Deutschen durch ein 8:3 während der Gruppenspiele auf Abstand gehalten. Was sollte da passieren für die Stars von Trainer Gusztáv Sebes?

Nicht mehr, als dass eine Welt zusammenbrach für die Koryphäen aus dem mitteleuropäischen Land. „Die waren schon vorher Weltmeister“, sagt Eckel heute über den Endspielgegner, der in einer Mischung aus Überheblichkeit und Sorglosigkeit einen frühen 2:0-Vorsprung durch Tore von Puskás und Czibor verspielte, sodass die „Männer“ von Bundestrainer Sepp Herberger durch Max Morlock und Helmut Rahn ausgleichen konnten. Während die Ungarn der Rückschlag empfindlich traf, sagten sich die Deutschen in der Halbzeit nach Eckels Worten: „Jetzt gehen wir raus und wollen das Spiel gewinnen.“

Schließlich war im Wankdorfstadion längst ein taktischer Schachzug aufgegangen, den sich der gewiefte Herberger hatte einfallen lassen. Eckel, mit 22 Jahren der jüngste und schnellste deutsche Spieler, bekam als rechter Läufer im damaligen WM-System den Auftrag, dem meist als hängende Spitze das Offensivspiel seiner Mannschaft inszenierenden Hidegkuti auf Schritt und Tritt zu folgen. Mittelläufer

FOTO FERENC HARTUNG/SZ-FOTO

WUNDERKNABE

Horst Eckel aus Vogelbach ist der letzte lebende Weltmeister von 1954. Von Roland Zorn

Werner Liebrich, wie Kapitän Fritz Walter und sein Bruder Ottmar, Werner Kohlmeyer und Eckel aus der großen Kaiserslautern-Fraktion der Mannschaft, konnte sich damit vor allem auf seine Bremskraft in den Mann-gegen-Mann-Duellen mit Weltstar Puskás konzentrieren. Die ungarische Kreativität in der Offensive ging so im Berner Dauerregen peu à peu zur Neige.

Und dann kam die 84. Minute, also der unvergessliche Auftritt des Essener Rechtsaußen Helmut Rahn. Radioreporter Herbert Zimmermann schilderte die Szene so: „Aus dem Hintergrund müsste Rahn schießen. Rahn schießt ... Tooooo! Tooooo! Tooooo! Tooooo!“

Das 3:2 durch Rahns wuchtigen Linksschuss ins linke Toreck sechs Minuten vor dem Abpfiff war für fast alle eine Sensation, die das Spiel im Stadion oder daheim in Deutschland an Millionen Radios und rund 100.000 Fernsehgeräten erlebten. Nur die Spieler in den weißen Trikots und den schwarzen Hosen jubelten nicht über die Maßen. Sie empfanden die letzten sechs Minuten dieses epischen Fußballspiels als „endlos lang“, wie Eckel beim Blick zurück sagt. „Aber wir haben uns danach angefeuert, die Schlussphase gemeinsam zu überstehen und den Kopf oben zu behalten!“ So verteidigten die elf Freunde den kostbaren Vorsprung. Der Düsseldorfer Torhüter Toni Turek wurde von Zimmermann nach ein paar finalen Rettungstaten gar zum „Fußballgott“ erhoben.

Von grenzenloser Begeisterung war danach trotzdem nichts zu spüren. Herberger, dessen Wort für alle Facetten des Spiels und darüber hinaus galt, hatte seinen Männern eingebläut, im Fall des Falles „nicht überschwänglich zu feiern“, wie Eckel sagt. „Als

Deutsche sollten wir neun Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg nicht übermäßig jubeln, zumal die ganze Welt auf uns schaute.“ Den Spielern, die sich aus eigenem Erleben an die Schrecken des von Hitler-Deutschland verursachten Kriegs erinnern konnten, fiel die Selbstbescheidung im Moment des größten Erfolgs ihrer Laufbahn nicht schwer. „Wir waren gut erzogen und fast ein bisschen demütig.“

So bedankte sich Fritz Walter, als er den Jules-Rimet-Pokal für den Weltmeister in Empfang nahm, mit einer Verbeugung. Allein den mal strengen, mal listigen, mal lebensklugen Bundestrainer hoben die Spieler in seinem vom Regen durchweichten Trenchcoat auf ihre Schultern. Er, der für seinen engsten Vertrauten Fritz Walter stets „der Chef“ war, blieb wie seine Spieler in den Momenten des Triumphs auf Abstand zu seinen Emotionen – auch gegenüber den Spielern. „Der Chef hat sich kurz bei uns bedankt“, erinnert sich Horst Eckel.

Ähnlich nüchtern ging es danach in den Katakomben des Stadions zu. Die Spieler, die während der Partie keinen Tropfen Wasser zu sich nehmen durften (die sportmedizinischen Erkenntnisse hielten sich damals in Grenzen), bekamen nun statt Champagner wie die deutschen Fußball-Weltmeister 1974, 1990 und 2014 wenigstens Wasser zu trinken, ehe sie eine halbe Stunde nach der Siegerehrung schon wieder im Bus auf dem Weg zurück ins Spiez Hotel Belvedere am Thuner See saßen. Beim Blick aus dem Fenster sahen Horst Eckel und sein Zimmergenosse Hans Schäfer, der Kölner Linksaußen, so gut wie keine deutschen Fans an den Straßenrändern oder am Hoteleingang. Die auch für die Weltmeister spürbare Begeisterung der



Spitzenfußball: Horst Eckel (rechts) im WM-Finale 1954 gegen den Ungar Nándor Hidegkuti

Deutschen über die Wunderknaben von Bern ließ noch einen Tag auf sich warten.

Davor klang der Sonntag für die Ewigkeit beim Bankett im Festsaal der Mannschaftsherberge aus. Peco Bauwens, der Präsident des Deutschen Fußball-Bundes, Sepp Herberger und Fritz Walter ließen das Team hochleben. Bei dieser Gelegenheit wurde auch die Prämie für die Weltmeister bekanntgegeben: 1000 Mark für jeden der 22 Spieler und 200 Mark pro Einsatz. Machte für Eckel noch einmal 1200 Mark, weil nur er, den sie den „Windhund“ nannten, und Spielmacher Fritz Walter in allen sechs WM-Spielen dabei waren. Kurz vor Mitternacht war die Feier vorbei. Kein Spieler hatte über die Stränge geschlagen.

Das Erweckerlebnis für Horst Eckel begann tags darauf, als der frühmorgens in der Schweiz gestartete Sonderzug mit den Titelhelden in Deutschland ankam. Erst jetzt dämmerte den Kameraden angesichts der massenhaften Begeisterung auf den Bahnhöfen, was am 4. Juli 1954 geschehen war. „Die Menschen haben nicht gesagt, dass diese Mannschaft Weltmeister geworden ist“, sagt Eckel. „Sie haben immer wieder gesagt: Wir sind Weltmeister!“ Die Deutschen wurden zu Mitbesitzern eines Titels, der wie ein Treibstoff auf dem Erfolgskurs Richtung Wirtschaftswunder und Rückkehr in die internationale Staatengemeinschaft wirkte.

Horst Eckel, der 32 Länderspiele bestritt, mit dem 1. FC Kaiserslautern zweimal deutscher Meister wurde (1951 und 1953) und bis zum Alter von 38 Jahren höherklassig Fußball spielte, lässt sich nicht zu hoch fliegenden Assoziationen beim Blick auf den Jahrhundertenerfolg hinreißen. Es war eine Zeit, in der es die Bilder- und Meldungsfluten von Fernsehen, Internet und Social Media noch nicht gab. Das hatte für die besten Fußballspieler des Landes den Nebeneffekt, dass sie sich während der WM auf keiner einzigen Pressekonferenz zeigen mussten. Diese Institution der manchmal beliebigen Mitteilbarkeit gab es in den Fußball-Arenen noch nicht. Wenn es etwas gegenüber dem Fernsehen, also der ARD, oder den wenigen mitgereisten Zeitungs- und Hörfunkreportern zu sagen gab, machte das Sepp Herberger nach Lust und Laune. „Wir waren froh, dass wir unsere Ruhe hatten“, sagt Eckel.

Seit seinem größten Tag als Spieler erzählt er immer wieder gern von Bern. „Da kommt der Weltmeister“, heißt es dann. „Der letzte, der noch lebt.“ Ein solcher Satz wiederum nimmt ihn mit: „Das ist schon ein bisschen schwierig für mich.“

Mit seinen Gefühlen ist er nie hausieren gegangen. Er hat sie, so wie er erzogen wurde, meist bei sich behalten. Der Gewinn der Weltmeisterschaft, sagt Horst Eckel, habe ihn nicht verändert. Vor seiner Spielerlaufbahn war er Werkzeugmacher, danach studierte er auf dem zweiten Bildungsweg Kunst und Sport für das Realschullehramt. Seit 1973 war er bis zu seiner Pensionierung Lehrer an der Realschule in Kusel. „Wir sind so geblieben, wie wir waren“, sagt er. „Man muss mit beiden Füßen auf dem Boden bleiben.“ Auch wenn der Kopf bis in die Wolken ragt.



Machte Spaß – und konnte ernst: Sepp Maier ist mit 95 Einsätzen Rekord-Torhüter der deutschen Nationalelf.

SPIELERNATUR

Sepp Maier, der den Sieg von 1974 festhielt, ist ein Typ, der dem Fußball heute fehlt. *Von Christian Eichler*

Rasen zwischengelandeten Ente hinterher hechtete. „Ich habe es eher locker gesehen, das ganze Drumherum im Fußball“, sagt Maier heute. „Aber wenn's drauf ankam, war ich schon ernst.“

Zum Beispiel bei den Prämienverhandlungen vor der WM 1974. „Die boten uns für einen WM-Sieg 20.000 Mark. Die Italiener hätten 120.000 bekommen, das wollten wir auch. Der DFB hat es rausgezögert bis zum WM-Beginn, das haben wir uns nicht gefallen lassen.“ Nach Verhandlungen mit DFB-Präsident Hermann Neuberg bis sechs Uhr früh, vier Tage vor WM-Beginn, stimmten die Spieler ab, wer heimfahren und wer bleiben wollte. Ergebnis: 11 zu 11. „Aber ich hatte alle drei Torhüter auf meiner Seite, die wären alle heimgefahren.“ Am Ende lenkte der DFB ein, man einigte sich auf 70.000 Mark pro Mann. Und wurde Weltmeister.

Auch heute, da der Held von '74 selber ein 74er ist, hat er noch Spaß am Spaßmachen. Wer Maier daheim in Hohenlinden bei Anzing im östlichen Umland von München besucht, kann erleben, wie bei ihm selbst ein Sofa zur Showbühne

wird. Die lustigen Geschichten, die er dann zwischen zwei Prisen Schnupftabak erzählt, garniert er gern mit geschmeidigen Sprungeinlagen auf dem Wohnzimmerteppich. Dann geht er zum Beispiel zu Boden, um zu zeigen, wie das damals aussah – als der Reporter, dem er unterm Tisch die Schnürsenkel zusammengebunden hatte, plötzlich aufsprang und der Länge nach hinpurzelte. Oder er geht auf alle viere und imitiert den Hasen, der erschrocken aus Katzenmeiers Tasche sprang.

Dann wieder erhebt er sich tief gebeugt und wird mit einem Buckel wie beim Glöckner von Notre-Dame zu jenem Journalisten, der sich bei einer Europapokal-Reise mit seiner Schultasche abschleppte – weil da nicht mehr die Schreibmaschine drin steckte, sondern ein Ziegelstein. Wer ihm den wohl untergeschoben hatte?

„Der lief danach stundenlang damit rum“, amüsiert sich der nie überführte Hauptverdächtige noch Jahrzehnte später. „Und merkte nicht, dass die Tasche viel schwerer geworden war!“

Überhaupt hatte er es mit den Reportern. Sie kriegten von ihm gute Sprüche, lustige Geschichten, aber wenn sie ihm blöd kamen, auch schon mal eine original bayerische Watschn. So wie Heinz Engler,

der als enger Freund von Bundestrainer Helmut Schön besondere Privilegien genoss. „Der durfte als einziger Journalist beim Trainingslager in Malente immer dabei sein“, erinnert sich Maier, „sogar in der Kabine.“ Dort passte ihn Maier mal ab, weil Engler ihn beim FC Bayern als „Rädelsführer“ der Spielerrevolte gegen die Verpflichtung von Trainer Max Merkel angeprangert hatte (sie führte zum Rücktritt von Präsident Wilhelm Neudecker, der Maier sogar als „Anarchist“ beschimpft hatte). „Dabei tat ich als Kapitän nur das, was die Mannschaft wollte“, sagt Maier. „Der Engler dachte, ich kriege nicht mit, was der da oben in Hamburg schreibt. Dann habe ich gewartet, bis nur noch er und ich in der Kabine waren, und ihm rechts, links eine runtergehauen“, sagt Maier vergnügt. „Ab da haben wir uns gut verstanden.“

Zeiten waren das, in denen eher der Torwart den Präsidenten abservierte als umgekehrt. Sepp Maier war eine Institution, 442 Bundesligaspiele nacheinander im Bayern-Tor, nie verletzt oder krank oder gesperrt, 13 Jahre am Stück – ein Rekord für die Ewigkeit. Der ist ihm „wichtiger als eine Meisterschaft“. Acht Ersatztorhüter hatte er in dieser Zeit, zum Einsatz kam keiner von ihnen.

„Natürlich gab's schon Spiele, in denen man nicht hätte spielen sollen. Schau's meine krummen Finger an“, sagt Maier und zeigt zwei schiefe Torwarthände. „Einmal flog der Ball frontal auf den Ringfinger, da stand der im rechten Winkel vom Gelenk ab. Dann kam der Physiotherapeut, hat ihn, knacks, wieder gerade gelenkt, Tape drüber, weiter ging's. Aber so was tut lange weh.“ Wenn's zu weh tat, kam der Doktor und „hat alles weggespritzt mit Cortison“.

Dann, Sepp Maier war 35 Jahre alt und wollte „bis mindestens 40 spielen“, auf jeden Fall aber noch die Weltmeisterschaft 1982 in Spanien mitmachen, wo der italienische Torhüter-Kollege Dino Zoff dann mit 40 der älteste aller Fußballweltmeister wurde, passierte es. Der Freund schneller Autos, der Ford Mustang, Jaguar, Rolls-Royce gefahren war, rutschte mit seinem 6,9-Liter-Mercedes bei Wolkenbruch in den Gegenverkehr. Und sprang dem Tod so gerade von der Schippe: „Ich hatte viel Glück.“

Danach stand Sepp Maier nur noch 20 Minuten im Tor, bei seinem Abschiedsspiel, mehr ließ die Versicherung nicht zu. Sie zahlte eine Million Mark. Maier nagelte den Scheck daheim an die Wand. Es war das Ticket ins Leben nach dem Unfall. Und nach dem Fußball.

Bis heute ist Maier ein Original. Dass es echt ist, erkennt man daran, dass es für ihn keine Kopie gibt. Deutschland hatte auch vorher und nachher große Torhüter, von Stuhlfauth und Türk bis Kahn und Neuer. Aber an seine Erfolge und seine kauzige Komik kam niemand heran. Um Sepp Maier in 13 Endspielen seine einzige Niederlage beizubringen, war ein anderes Original nötig: das tschechische Schlitzohr Antonín Panenka, das ihn beim Elfmeterschießen im EM-Finale 1976 mit einem Lupfer in die Tormitte überlistete.

Maier war ein Selfmade-Torwart im wörtlichsten Sinne. Seine Trikots, meistens schwarz, entwarf er selbst. Er trug sie stets ohne Aufnäher oder Aufkleber, so dass auch im WM-Finale 1974 nicht mal der DFB-Adler das blaue Torwarthemd mit schwarzem Kragen zierte. Die Handschuhe fertigte er selbst aus den unterschiedlichsten Materialien, aus Stoff und Leder, Frottee und Gumminoppen. Er bastelte, flickte und klebte, immer die Tube Pattex in der Sporttasche für die Reparaturen in der Pause. Irgendwann entdeckte er den Schaumstoff des Physiotherapeuten, eigentlich fürs Schützen lädiertes Knochen gedacht, als Handschuhmaterial – eine Idee, auf die er bis heute stolz ist.

Es dauerte, bis das ausgereift war. 1973, im Halbfinale des Europapokals, flogen ihm die aufgeklebten Schaumstoffstreifen unter dem Dauerbeschuss von Ajax Amsterdam nur so von den Händen. Bayern München verlor 0:4, und Maier warf alles, Hose, Hemd, Handschuhe, „aus dem Hotelzimmer im siebten Stock in die Gracht“. Ein Jahr später, im WM-Finale von München, hielten die Handschuhe dann den Niederländern und ihren Schüssen stand, und Maier machte das Spiel seines Lebens. „Diese Handschuhe waren meine Erfindung. Alle Torhüter sollten mir heute dankbar sein, dass sie die Bälle festhalten können“, sagt er. „Bis auf die, bei denen es sowieso nichts nützt.“

Sepp Maier war immer beides: Stimmungs- und Sportskanone. Als Jugendlicher war er auch ein begabter Turner, als Jungsenior mit der Mannschaft des TC Hasenberg viermal deutscher Tennismeister. Immer noch geht er auf die Berge und den Golfplatz, nur das Skifahren hat er drangegeben, „zu gefährlich“. Zum heutigen Fußball-Business ist er auf Distanz gegangen, „zu viel Rummel, zu viel Gequatsche“.

Doch das Interesse am Spiel selbst ist geblieben und lässt sich manchmal angenehm mit anderen Dingen verbinden. In den ersten beiden Wochen der Weltmeisterschaft in Russland ist er zu einer Kreuzfahrt von Bilbao nach Hamburg eingeladen. Dann wird er auf der MS Europa zusammen mit dem früheren Torwartkollegen Toni Schumacher die Gäste bei Golf-Trips an Land und Fußball-Übertragungen an Bord mit seinen Kommentaren und Anekdoten unterhalten.

Ähnliche Auftritte mochte Sepp Maier schon während seiner aktiven Karriere, als er unter anderem in Fernsehsketchen mitspielte. Später, mit 65, ging er mit Florian Silbereisen im „Überraschungsfest der Volksmusik“ sieben Wochen auf Tournee. Er trat als Gesangspartner von Wencke Myrhe beim alten Gassenhauer „Er steht im Tor“ auf. Und als Zauberkünstler. Was er da an Tricks zu bieten hatte? „Ich habe Frauen verschwinden lassen“, sagt Maier vergnügt. „Und eine Ente.“

Spiel seines Lebens: Im WM-Finale 1974 gegen die Niederlande sicherte Maier der deutschen Elf den Titel.



FOTOS: HANS-BERNHARD HUBER/LAIF, IMAGO

Siedle Axiom Intelligent Interior.

Sicher die Tür im Blick, per Fingertipp die Lichtstimmung wählen und die Anrufliste prüfen, freisprechend oder vertraulich mit Hörer telefonieren. Die Zukunft der Gebäudekommunikation in ihrer schönsten Form.

axiom.siedle.de



reddot award 2018 winner

Andreas Brehme strahlt, als wäre ihm alles Glück der Welt zuteil geworden. Lächelt selig, wiegt den Pokal im Arm, liebevoll, weltvergessen. Sein Teamkollege Thomas Häfner, mit ähnlich verklärtem Blick, sitzt neben ihm, verzückt auf den Pokal starrend. „Ja, das war mit dem Icke“, sagt Andreas Brehme, als er das Bild sieht, Icke ist Häfners Spitzname. Die Aufnahme erschien, eine halbe Zeitungsseite groß, in der F.A.Z. vom 10. Juli 1990, über einem Text, der beschreibt, wie Deutschland im Stadio Olimpico in Rom zum dritten Mal Fußball-Weltmeister wurde, dank eines Elfmeters von Andreas Brehme.

„Turnier ohne Glanz endet mit deutscher Glorie“, so ist der Text überschrieben, und das reizt Brehme, bei aller Nostalgie, dann doch zum Widerspruch. „Turnier ohne Glanz, das versteh' ich nicht“, sagt er. „Für mich war es eine gelungene, eine tolle WM, auch von der Stimmung her. In Italien sprechen heute noch viele von einem der besten und schönsten Turniere überhaupt.“

Zu dem Land, in dem er vor 28 Jahren seinen größten Erfolg feierte, hat Brehme bis heute eine besondere Beziehung – nicht nur wegen des WM-Titels. Der Fußballprofi spielte beim Spitzenklub Inter Mailand, vier Jahre lang verdiente er sein Geld in Italien. Er wurde mit Inter Meister und gewann den Uefa-Pokal, 1991, mit Lothar Matthäus und Jürgen Klinsmann – wieder im Stadio Olimpico in Rom.

„Ich bin heute vier, fünf Monate im Jahr in Italien, habe viele Freunde dort, ich verkehre da einfach gern“, sagt Brehme. „Ich sprech' wahrscheinlich mehr Italienisch am Tag als Deutsch.“ Als Treffpunkt hat er eine italienische Bar in München vorgeschlagen. Laut und leidenschaftlich wird dort die italienische Liga rauf- und runterdiskutiert, Juventus Turin, AS Rom, SSC Neapel. Wenn im Fernsehen italienische Liga läuft oder Champions League, läßt Brehme auch gern zum Essen zu sich nach Hause ein. Dumm nur, dass Italien nun bei der Weltmeisterschaft in Russland nicht dabei ist. Andererseits: prima Gesprächsstoff, das Fehlen der Italiener.

Dass Brehme den wichtigsten Moment seiner Sportkarriere in Italien erlebte, passt so perfekt wie sein Elfmeterschuss im WM-Finale. Es war von Anfang an ein spezielles Turnier für ihn gewesen. „Wir haben ja die ersten fünf Spiele bis zum Viertelfinale bei uns im eigenen Stadion gespielt.“ Das heißt, im Giuseppe-Meazza-Stadion in Mailand, wo Inter die Heimspiele austrägt. Bei jedem Spiel waren mehr als 70.000 Zuschauer da, „und 80 Prozent davon waren Deutsche, die haben uns richtig in Stimmung gebracht“, sagt Brehme. „Wenn du da mit dem Bus vor dem Stadion vorgefahren bist, und die standen da, dann wusstest du: Du hast ein Heimspiel.“

Die deutsche Mannschaft startete perfekt, 4:1 gegen Jugoslawien. Ein Gefühl der Sicherheit und der inneren Überzeugung stellte sich ein, und dieses Gefühl trug sie durch die gesamte WM. „Da schwimmt man auf einer Welle“, sagt Brehme. Das größte Verdienst an der positiven Stimmung habe der Mann gehabt, der diese

CAMPIONE

Andreas Brehme hat mit Nervenstärke das WM-Finale von 1990 entschieden. *Von Bernd Steinle*

Mannschaft geprägt habe – Teamchef Franz Beckenbauer. „Man wusste immer, wann wir Gaudi machen konnten und wann Ernsthaftigkeit gefragt war. Es gab keine Querelen, keiner hat Theater gemacht, keiner ist ausgebrochen. Wir waren eine Einheit. Und das war sehr wichtig.“

Ein Sieg gegen die Niederlande im Achtelfinale (inklusive eines Brehme-Tors und Platzverweisen gegen Rudi Völler und Frank Rijkaard nach einer Spuckattacke des Niederländers), ein Sieg gegen die Tschechen im Viertelfinale (inklusive eines Tobsuchtsanfalls Beckenbauers), ein Sieg gegen England im Halbfinale (inklusive Elfmeterschießen natürlich) – und die Deutschen standen im Finale gegen Argentinien. Es war das erste Mal in der Geschichte der Fußball-WM, dass die gleichen Mannschaften im Endspiel standen wie vier Jahre zuvor. Damals, in Mexiko, hatte Argentinien 3:2 gewonnen.

Sonntag, 8. Juli 1990, Stadio Olimpico in Rom. Final-Atmosphäre. Bundespräsident Richard von Weizsäcker ist da, Bundeskanzler Helmut Kohl, DDR-Volkskammerpräsidentin Sabine Bergmann-Pohl. Doch es wird ein einseitiges Spiel. „Es war kein gutes Finale“, sagt Brehme. „Weil die Argentinier nicht mitgespielt haben. Wir haben alles versucht, haben nach vorne gespielt, hatten in den ersten 30 Minuten ein paar hundertprozentige Torchancen. Die haben nicht mal einen Eckball gehabt, keine Torchance. Wie willst da ein Finale gewinnen?“ Der Stürmer Rudi Völler fand später, die Deutschen hätten genauso gut ohne Torhüter spielen können. Und Bodo Illgner, der Torhüter, erzählte, die schwerste Prüfung sei eine Kopfballrückgabe von Brehme gewesen.

„Die haben nur auf Elfmeterschießen gespielt“, sagt Brehme. Aus gutem Grund: Argentinien war schon im Viertel- und im Halbfinale im Elfmeterschießen weitergekommen, dank des Torhüters Sergio Goycochea, der mehrere Elfmeter pariert hatte.

Doch fünf Minuten vor dem Ende piff der mexikanische Schiedsrichter im Finale tatsächlich Elfmeter – für Deutschland. Allen auf dem Feld war klar: Das ist die Entscheidung. Wenn er denn drin ist. Die Frage war nur: Wer macht ihn rein?

Drei Schützen waren bei den Deutschen vorgesehen: Kapitän Lothar Matthäus, Andreas Brehme, Pierre Littbarski. „Elfmeterschießen“, sagt Brehme, „kannst du nicht trainieren.“ Wegen der besonderen Situation, der Anspannung, des Lärms. „Wie willst du das trainieren ohne Zuschauer?“ Der gebürtige Hamburger sagt, letztlich sei es egal, wer schießt. „Hauptsache, einer geht hin, der selbstsicher ist, der überzeugt ist, der den Ball hinlegt und sagt: So, komm her, ich mach ihn rein.“

Matthäus winkte ab, er hatte offenbar Probleme, weil er neue Fußballschuhe trug. „Der Franz hat dann angezeigt, dass ich hingehen soll.“ Also ging Brehme hin, um gegen Goycochea anzutreten. Und es begann die Geschichte, auf die er seither immer wieder angesprochen wird, die er gefühlt schon „etwa drei Millionen Mal“ erzählt hat. „Aber das ist ja schöner, als wenn sie keiner mehr hören will.“

Das Schlimmste, sagt Brehme, seien die sieben, acht Minuten gewesen, die er warten musste, bis er zum Elfmeter anlaufen konnte. Die Argentinier protestierten, diskutierten, lamentierten. Schlugen den Ball weg, verzögerten die Ausführung. Und mit jeder Minute gab es mehr Zeit, ins Grübeln zu kommen, die Konzentration zu verlieren. In dieser Situation, sagt Brehme, kam dann auch noch einer seiner besten Freunde auf ihn zu, Rudi Völler, „und er sagt: ‚Wenn du ihn jetzt reinmachst, sind wir Weltmeister.‘ Und ich sag': ‚Danke schön, das weiß ich auch.‘“

Irgendwann schnappte sich Brehme den Ball und legte ihn, als der Schiedsrichter endlich anpiffte, auf den Elfmeterpunkt.



Gut getroffen: Brehme verwandelt den Elfmeter im Finale 1990 gegen den Argentinier Goycochea.

Die richtige Ecke: Andreas Brehme hat Italien lieben gelernt – aus sportlichen und persönlichen Gründen.

Foto Jan Roeder

Der Plan war klar: mit dem rechten Fuß in die linke Ecke. Es folgten die Bilder, die jeder Fußballfan kennt: Brehmes gebanntes Blick auf den Ball, die verschwitzte blonde Mähne, ein paar Schritte Anlauf, dann der flache, präzise Schuss, rechter Fuß, linke Ecke. Und der Torhüter, der auf die richtige Seite fliegt, dem Ball aber nur hinterher schauen kann. Brehme rennt los, mit leuchtendem Gesicht, die Fäuste geballt, bis die anderen Spieler ihn einholen und unter sich begraben. Weltmeister.

In der Kabine gab es Bier, Champagner, Glückwünsche von Helmut Kohl. Um zwei Uhr ging es im Hotel weiter, am nächsten Morgen dann der Flug nach Deutschland, Empfang auf dem Frankfurter Römer. „Ich glaube, wir haben alle überhaupt nicht geschlafen“, sagt Brehme. Am Nachmittag flogen Matthäus und er nach Mailand weiter. „Wir haben damals nebeneinander gewohnt, und als wir in unser Dorf gekommen sind, war alles in unseren Farben geschmückt.“ Also weiterfeiern. Am nächsten Morgen um sieben ging der Flieger nach Sardinien, in den Urlaub. „Wir kamen an, und das Hotel war voll mit ehemaligen WM-Spielern. Also haben wir wieder über Fußball geredet. Aber es war toll.“

Der frühere Bayern-Profi Brehme spielte nach seinen Mailänder Jahren für Real Saragossa in Spanien und für den 1. FC Kaiserslautern, bei dem er später auch als Trainer arbeitete. Er war deutscher Meister und Pokalsieger, 86 Mal stand er für die Nationalmannschaft auf dem Platz. Seine Erfolge öffneten viele Türen, nicht nur im Fußball. Er spielte Tennis mit Sean Connery und Henri Leconte, lernte den Filmhelden Bud Spencer kennen. Der Fußballschuh, mit dem er 1990 im Finale in Rom den Elfmeter trat, steht jetzt im Adidas-Museum in Herzogenaurach – vergoldet.

Heute, mit 57 Jahren, ist Andreas Brehme an mehreren Firmen beteiligt, von Hybrid-Rasenplätzen über Weißwürste bis zu einer Schule für die Medizinisch-Psychologische Untersuchung zur Überprüfung der Fahreignung. Er tritt bei Spielen mit dem FC-Bayern-Legenden-Team an, hat weiter Kontakt zu Inter Mailand und dessen Präsidenten, was auch geschäftlich weiterhilft, und spielt Golf mit ehemaligen Fußballstars, in diesem Jahr kam die Einladung von Pep Guardiola. Zu Hause ist er in München, zudem hat er ein Haus bei Kitzbühel. Von beiden Orten aus, das ist wichtig, ist es nicht weit nach Italien.

Den Argentinier Goycochea hat er vor ein paar Jahren auch noch einmal getroffen. Bayern München spielte damals in Wolfsburg, der ehemalige Torhüter war als Sportjournalist für das argentinische Fernsehen da, und so entstand die Idee, das Duell aus dem WM-Finale 1990 in der Halbzeitpause noch mal aufleben zu lassen.

„Wir haben uns zusammen umgezogen, und er sagt: ‚Du, Andy, wie machen wir das?‘ Ich sag': ‚Du, wir müssen eins machen, wir müssen wieder die gleiche Ecke nehmen wie damals, das wollen die Leute sehen.‘“ Also gingen sie raus auf den Platz. Brehme lächelt. „Ich hab' dann lieber ins andere Eck geschossen“, sagt er. „Ich wollte ja nicht blöd aussehen.“



FOTO PICTURE-ALLIANCE/EVERETT SIMON



In neuer Rolle: Bei der WM in Russland wird Philipp Lahm als Fernsehexperte für die ARD arbeiten.

Foto Jan Roeder

Als Philipp Lahm zum ersten Mal Weltmeister wird, ist er sechshalb Jahre alt. Zu Hause vor dem Fernseher sieht er, wie Andreas Brehme im Finale von Rom zum Elfmeter antritt. „Jeder weiß, wo er war, als dieses Tor fiel“, sagt Lahm. „Das verbindet alle, die es gesehen haben.“ So wie es 1954 war, mit Helmut Rahn, 1974 mit Gerd Müller und natürlich 2014 mit Mario Götze.

Für den jungen Philipp ist dieses Erlebnis von 1990 auch deshalb etwas Besonderes, weil er es bis zum Ende sehen darf – das galt in den Wochen zuvor nicht immer im Hause Lahm, damals, in einer anderen Zeit. Aber es war ja nun mal das Finale. Und wer weiß, wie es mit der deutschen WM-Geschichte weitergegangen wäre, wenn es bei diesem einen Mal geblieben wäre. Wenn es nicht den Opa Lahm gegeben hätte, der ihm eine Videokassette mit den Highlights der deutschen Spiele zusammenschneidet. „Die hab’ ich mir danach hundertmal angeschaut“, sagt der Weltmeister-Kapitän und Ehrenspielführer der deutschen Nationalmannschaft.

Als er 2014 leibhaftig Weltmeister ist, im Maracanã in Rio de Janeiro, kommt Lahm auch diese Szene von 1990 in den Kopf: Lothar Matthäus, der den Pokal in den Himmel stemmt. Und jetzt steht er selbst da, als Kapitän, derselbe Pokal, der vierte deutsche Stern. Lahms Hände wollen noch einmal danach greifen, als er davon erzählt. Der Vierunddreißigjährige sitzt an einem wuchtigen Holztisch im Büro seines Beraters und seiner Stiftung in einem Altbau im Münchner Dreimühlenviertel und reckt und rüttelt den imaginären Weltpokal. „Das ist“, sagt Lahm, sucht nach dem richtigen Wort und landet dann doch bei dem Ausdruck, der nur die Unmöglichkeit benennt, so etwas nachzuempfinden – „das ist unbeschreiblich“.

Wenn der Fußball eine Erzählung ist, die Generationen verbindet, dann haben die Deutschen das Glück, dass sie die WM-Titel in den richtigen Abständen gewannen. Niemand musste ohne die Erinnerung an einen dieser Glücksmomente aufwachsen, und wahrscheinlich hat das sogar bei jedem neuen Titel ein wenig geholfen. Zugleich aber ist jeder Titel natürlich auch etwas Einmaliges, ein Produkt seiner Zeit, eine eigene Geschichte.

Denkt man an das, was die Generation 2014 ausmacht, fallen einem schnell der Teamgeist ein, die flachen Hierarchien, vor allem seit Joachim Löw 2006 den Posten des Bundestrainers übernahm. All das also, wofür auch Lahm steht, als Anführer ohne Alpha-Gehabe, was im Testosteronbetrieb Fußball ziemlich neu war. Er selbst kommt aber erst auf etwas anderes zu sprechen. „1990 hießen die Spieler Lothar und Jürgen“, sagt Lahm, „jetzt heißen sie Jérôme und Mesut. Das ist vielleicht der offensichtlichste Unterschied zu anderen Generationen. Dass wir viele Spieler mit Migrationshintergrund hatten, die eigene Einflüsse in die Mannschaft gebracht haben.“

Philipp Lahm meint das eher beschreibend als wertend. Es sei ja auch nichts, worüber man sich täglich Gedanken mache,

wenn man gemeinsam auf dem Platz steht. „Eine Gesellschaft verändert sich eben und damit auch eine Fußballmannschaft.“

Natürlich hat es auch ihn bewegt, dass dieses Thema jetzt noch einmal neu und heftig diskutiert wird nach den Aufnahmen von Özil und Ilkay Gündogan mit dem türkischen Staatschef Erdogan. An dem Bild, das Lahm aus seiner Zeit hat, ändere das jedoch nichts. „Ich kann aus persönlicher Erfahrung sagen, dass beide viel zur Gemeinschaft beigetragen haben.“ Die Fotos nennt Lahm diplomatisch einen „Fehlpass“, aber er findet weiterhin, dass dieses Team von 2014 ein treffendes Abbild seiner Generation in Deutschland geworden ist – und auch etwas Verbindendes gestiftet hat. „Es war eine Mannschaft, mit der sich wirklich jeder identifizieren konnte“, sagt Lahm. Und der Kapitän verkörperte zugleich ihre Essenz. „Aus der Mitte heraus führen, kooperativ sein, Leute mitnehmen – so habe ich meinen Stil gesehen.“

Es ist in der Rückschau eine Weg- und Wendemarke in der deutschen Nationalmannschaftsgeschichte, als Löw im Trainingslager vor der WM 2010 den 26 Jahre alten Außenverteidiger Lahm zu seinem Turnierkapitän ernannt. Michael Ballack hat sich kurz zuvor verletzt, und kaum jemand rechnet damit, dass die junge Mannschaft ohne ihren Anführer, den „Capitano“, in Südafrika bestehen kann. Aber etwas ganz anderes tritt ein. Das Team, sein Trainer und auch der neue Kapitän emanzipieren sich mit spürbarer Freude schnell von den Altvordern. „Es waren viele junge Spieler dabei, die zum ersten Mal bei einer WM waren“, sagt Lahm, „Neuer, Müller oder Khedira, die sich auch durch die Führungsweise des Trainers und der Führungsspieler entfalten und entwickeln konnten.“ Und dann, vier Jahre später, zum Kern der Weltmeister-Mannschaft gehören.

Die fußballerische Qualität des Teams von 2014 ist so groß wie vielleicht noch nie, Deutschland gehört zu den Favoriten. Aber es gibt auch Probleme, einige Verletzungen stören die Vorbereitung, auch Lahm muss pausieren. Und um einen Titel zu gewinnen, das wissen Löw und Teammanager Oliver Bierhoff nach der EM 2012, die von Reibereien zwischen Dortmund und Münchner Spielern getrübt war, braucht es etwas, was die Mannschaft im Inneren zusammenhält. „Diesmal war gefühlt alles geregelt“, sagt Lahm und lacht.

Im Campo Bahia, dem Bungalow-Dorf der Deutschen an der Atlantikküste, wächst etwas heran. Mit den Strandspaziergängen und den Fahrrfahrten über den João de Tiba erscheinen Löw und sein Team wie die letzten Romantiker der Fußballwelt. Was in den Wochen nach dem Turnier ein bisschen nach Mythenbildung klang, hat sich aber längst als von vielen Quellen verbürgte

TEAMSPIELER

Philipp Lahm, Weltmeister-Kapitän von 2014, hat die Nationalelf geprägt. *Von Christian Kamp*

Erzählung erwiesen. „Das Campo“, sagt Lahm, „war enorm wichtig für das Mannschaftsgefüge. Dort sind wir immer wieder zusammengekommen, haben Kaffee getrunken, Spiele geschaut, zusammen geratscht. Auch so entsteht Teamgeist.“

Es ist der Geist, der dem Team durch manche schwierige Situation hilft. Etwa im Achtelfinale gegen Algerien, dem Spiel, in dem die Deutschen die Rettungsdienste des Torwart-Liberos namens Neuer benötigen – und nach dem auch die Debatte um Lahm und seine Rolle ihren Höhepunkt erreicht. Als die ganze Nation darüber diskutiert, ob Löw die WM-Ambitionen gefährdet, wenn er Lahm, den Weltklasse-Außenverteidiger, weiter im zentralen Mittelfeld spielen lässt. Es ist eine Frage, die auch intern Brisanz birgt, schließlich hängen davon andere Positionen ab. Und spielen will – Teamgeist hin oder her – jeder Einzelne, Khedira etwa, der nach überwundener Verletzung zurück ins Team drängt.

Den Dialog mit Joachim Löw darüber schildert Lahm aber als recht nüchternen Prozess. „Ich hatte unter Pep Guardiola viele Spiele im Mittelfeld gemacht, Basti war verletzt, Sami kam aus dem Kreuzbandriss, da hat sich der Trainer mit mir zusammengesetzt und mir das erklärt. Zwischen ihm und mir war bis zum Achtelfinale eigentlich klar, dass ich im Mittelfeld spiele und wir dann weitersehen.“

Der Sinn für das richtige Timing – das ist etwas, was sich durch Lahms Karriere zieht wie ein roter Faden. Nicht nur auf dem Platz, wo er mit der perfekten Balance aus defensiver Verlässlichkeit und Offensivgeist die Rolle auf den Außenbahnen neu definiert, zumindest in Deutschland. Sondern zugleich, wenn es darum geht, Position zu beziehen. Das kann auch mal in eigener Sache sein, etwa 2010 in Südafrika, als er das kommissarische Kapitänamt dauerhaft an sich reißt. Sportlich aber hat Lahm das große Ganze im Sinn, so wie 2009, als er dem FC Bayern in einem nichtautorisierten Interview die Leviten liest. Lahm, so kann man vielleicht sagen, ist Zeit seiner Karriere



Letzter Einsatz: Nach dem WM-Finale 2014 beendet Lahm seine Karriere im Nationalteam.

der kritische Loyalist, einer mit eigenem Kopf, der ihn aber mit Bedacht und konstruktiv einsetzt.

In Brasilien ist für die Deutschen, nun mit Lahm als rechtem Verteidiger, noch die eine oder andere Portion Glück nötig, gegen Frankreich und im Finale gegen Argentinien. Der Kapitän trägt in all diesen Spielen ein Geheimnis mit sich herum: Jedes könnte sein letztes sein. Er hat für sich entschieden, dass nach der WM Schluss ist im Nationalteam, zehn Jahre sind genug für Körper und Geist, zumal Lahm nun einen kleinen Sohn hat. Löw erfährt es am Morgen nach dem Triumph, im Teamhotel. Ein komischer Moment? „Eigentlich nicht“, sagt Lahm. „Ich hatte mich ja entschieden. Und ich wollte es ihm auf jeden Fall sagen, bevor wir in Deutschland landen. Dann war es einfach Zufall. Wir saßen zusammen am Tisch, und alle anderen sind aufgestanden. Da dachte ich: Dann ist es halt der richtige Moment.“

So endet nach 113 Einsätzen eine große deutsche Länderspielkarriere still und leise, und doch, weil niemand damit rechnet, mit einem Paukenschlag.

Dem Nationalteam, das zeigt sich bald, wird Lahm noch länger fehlen. Er wiederum kann ganz gut ohne. 2017 macht er auch beim FC Bayern Schluss. Den Sportdirektoren-Posten bei den Münchnern lehnt er mit Verweis auf die Machtfülle des Uli Hoeneß ab. Stattdessen widmet er sich den Rollen als Unternehmer und Familienvater – im August 2017 kommt sein zweites Kind zur Welt, eine Tochter. Jetzt in Russland wird Lahm wieder dabei sein, als Fernsehexperte für die ARD.

Und Lahm ist noch in anderer Funktion zurückgekehrt, als Botschafter für die deutsche EM-2024-Bewerbung. Für den DFB, der mit der Türkei um die Ausrichtung konkurriert, waren die Erdogan-Fotos auch in dieser Hinsicht ein Affront. Lahm möchte lieber etwas anderes in den Vordergrund rücken, was ihm schon für 2014 so wichtig war: die verbindende Kraft des Fußballs. In dieser Kontinuität würde 2024 auf 2006 folgen, die WM in Deutschland, zugleich Lahms erste. „Diese Begeisterung, wie das unser Land zusammengebracht hat, wie da das kommissarische Kapitänamt dauerhaft an sich reißt. Sportlich aber hat Lahm das große Ganze im Sinn, so wie 2009, als er dem FC Bayern in einem nichtautorisierten Interview die Leviten liest. Lahm, so kann man vielleicht sagen, ist Zeit seiner Karriere

Ob das noch einmal gelingen kann, jetzt, da aus dem Sommermärchenbesetzten Deutschland eine verzagte, sorgenvolle Nation geworden zu sein scheint, die nicht zuletzt mit dem Miteinander ihre Probleme hat? Lahm bleibt bei seiner Botschaft. Von „Impulsen für Deutschland und Europa“ spricht er und von der Kraft, die aus Begegnungen erwächst. „Kooperieren“, sagt Lahm „ist ein wichtiges Wort.“ Eines, das auch für seine Karriere steht.

Im Nationalteam wirken Philipp Lahms Führungsprinzipien weiter. „Einer, der vor allem autoritär auftritt, würde heute nicht mehr akzeptiert“, sagt er. „Die Zeit hat sich einfach gewandelt.“ Und was das Weiterreichen des Staffeltabs an die nächste Generation betrifft, tut sich womöglich auch schon etwas. Sohn Julian, fünfeinhalb Jahre alt, „ist seit ein paar Wochen fußballverrückt“.



Die Kunst des Wesentlichen
 Halbfinale 2014, Brasilien gegen Deutschland:
 Ballbesitz: 52:48 Prozent für Brasilien
 Torschüsse: 18:14 für Brasilien
 Torschüsse aufs Tor: 13:12 für Brasilien
 Tore: 7:1 für Deutschland

WIR WOLLEN ZAHLEN

Wer hat das schnellste Tor geschossen?
 Wer hat die wenigsten Platzverweise bekommen?
 Wer hat am häufigsten beim Elfmeterschießen gewonnen?
 Wir tragen fast alles zusammen, was man über Fußball-Weltmeisterschaften wissen muss.

Von Christian Eichler, Illustrationen Jan-Hendrik Holst

Die meisten Gelben und Roten Karten

Argentinien	121
Deutschland	117
Brasilien	108
Italien	98
Niederlande	97

Die meisten Gelben Karten

Argentinien	111
Deutschland	110
Brasilien	97
Italien	90
Niederlande	90

Die meisten Platzverweise

Brasilien	11
Argentinien	10
Uruguay	9
Italien	8
Kamerun	8
Deutschland	7
Niederlande	7

Spieler mit den meisten Karten

Zinedine Zidane	6	2	4
Rafael Márquez	6	1	5
Cafu	6	0	6
insgesamt	Rot	Gelb	

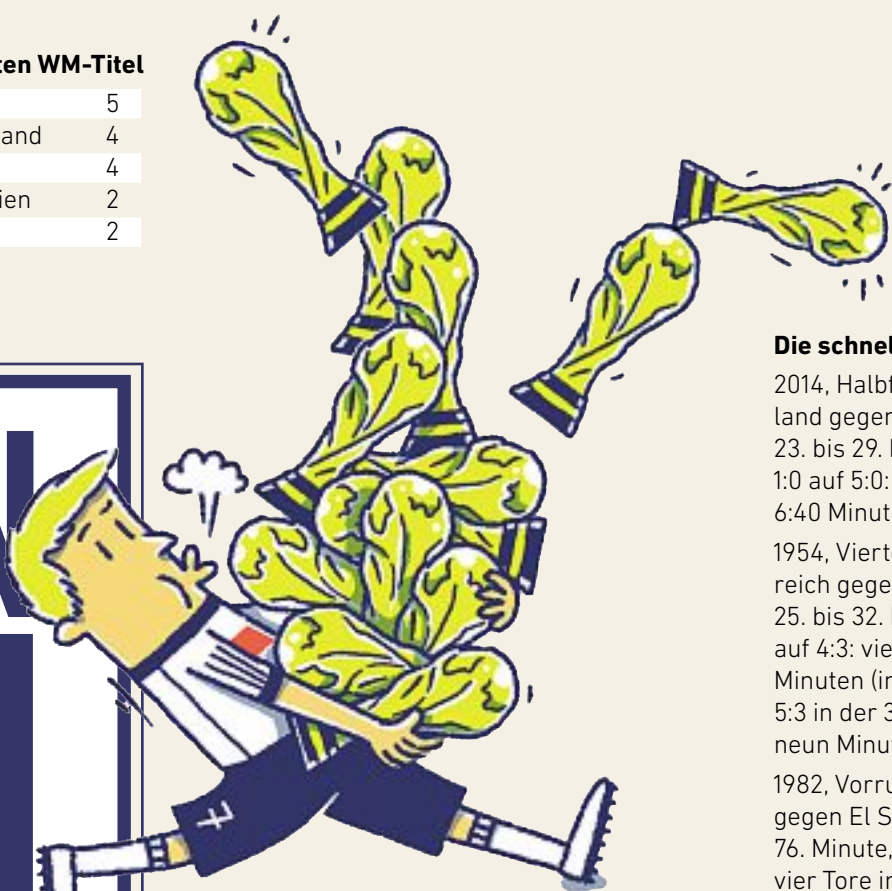
Die meisten WM-Teilnahmen (ohne 2018)

Brasilien	20
Deutschland	18
Italien	18
Argentinien	16
Mexiko	15
England	14
Frankreich	14
Spanien	14
Uruguay	12
Belgien	12

(Neben Mexiko ist Belgien das Land, das am häufigsten an einer WM teilnahm, ohne sie je zu gewinnen – und hat damit, als wär's ein Virus, auch andere Europäer angesteckt. Immer wenn eine europäische Mannschaft gegen Belgien spielte, konnte sie nicht Weltmeister werden. Kein gutes Omen für England, den Gruppengegner der Belgier in Russland.)

Die meisten WM-Titel

Brasilien	5
Deutschland	4
Italien	4
Argentinien	2
Uruguay	2



Die schnellsten Torfolgen

2014, Halbfinale, Deutschland gegen Brasilien, 23. bis 29. Minute, von 1:0 auf 5:0: vier Tore in 6:40 Minuten
 1954, Viertelfinale, Österreich gegen Schweiz, 25. bis 32. Minute, von 0:3 auf 4:3: vier Tore in sieben Minuten (inklusive des 5:3 in der 34. fünf Tore in neun Minuten)
 1982, Vorrunde: Ungarn gegen El Salvador, 69. bis 76. Minute, von 5:1 auf 9:1: vier Tore in sieben Minuten

Die meisten Tore eines Teams bei einem Turnier

Ungarn 1954: 27 Tore
 Es war eins zu wenig, weil Helmut Rahn im Finale das 25. Tor für Deutschland schoss, die zweithöchste Zahl an Treffern, die je ein Team bei einem WM-Turnier erzielte. Bei zwölf von 20 Turnieren wurde nicht das Team Weltmeister, das die meisten Treffer erzielte. Deutschland erzielte bei den drei letzten WM-Turnieren die meisten Tore (2006: 14, 2010: 16, 2014: 18), gewann aber nur einmal den Titel.

Stätten des Ruhms

Zahl der Spielorte 1930: 1 (Montevideo)
 Zahl der Spielorte 2002: 20 (in Japan und Südkorea)
 Zahl der Spielorte 2018: 11 (in Russland)



Die meisten WM-Gegentore

Deutschland	121
Brasilien	102
Mexiko	92
Argentinien	84
Italien	77
Frankreich	71
Uruguay	71
Südkorea	67*

(*allein 16 davon in den zwei Vorrundenpartien 1954 gegen Ungarn und Türkei, die höchste Zahl an Gegentoren, die je ein Team bei einem Turnier bekam)

Die vier kleinsten Teilnehmer

Island 2018, 350.000 Einwohner
 Trinidad & Tobago 2006, 1,36 Millionen Einwohner
 Kuweit 1982, 1,4 Millionen Einwohner
 Nordirland 1958, 1982 und 1986, 1,8 Millionen Einwohner

Torjäger als Serientäter

Erster Spieler mit mindestens je zwei Toren bei vier Weltmeisterschaften:
Uwe Seeler
 Erster mit mindestens je drei Toren bei drei Weltmeisterschaften:
Jürgen Klinsmann
 Erster mit mindestens je vier Toren bei drei Weltmeisterschaften:
Miroslav Klose
 Erster, der je fünf Tore bei drei Weltmeisterschaften schaffen kann:
Thomas Müller (je fünf Tore bei den Turnieren 2010 und 2014)



Die meisten Finalteilnahmen

Deutschland	8
Brasilien	7
Italien	6
Argentinien	5
Niederlande	3

Die meisten Halbfinalteilnahmen

Deutschland	13
Brasilien	11
Italien	8
Argentinien	5
Uruguay	5
Niederlande	5

Die meisten Tore in allen Turnieren

Deutschland	224
Brasilien	221
Argentinien	131
Italien	128
Frankreich	106
Spanien	92
Ungarn	87
Niederlande	86

Die meisten WM-Spiele

Deutschland	106
Brasilien	104
Italien	83
Argentinien	77
England	62
Spanien	59
Frankreich	59
Mexiko	53
Uruguay	51

Tore pro Spiel

WM mit dem höchsten Toreschnitt: 1954 **5,38 Tore** pro Spiel
 WM mit dem niedrigsten Toreschnitt: 1990 **2,21 Tore** pro Spiel
 Weltmeister beide Male: Deutschland

Trainer mit den meisten WM-Teilnahmen

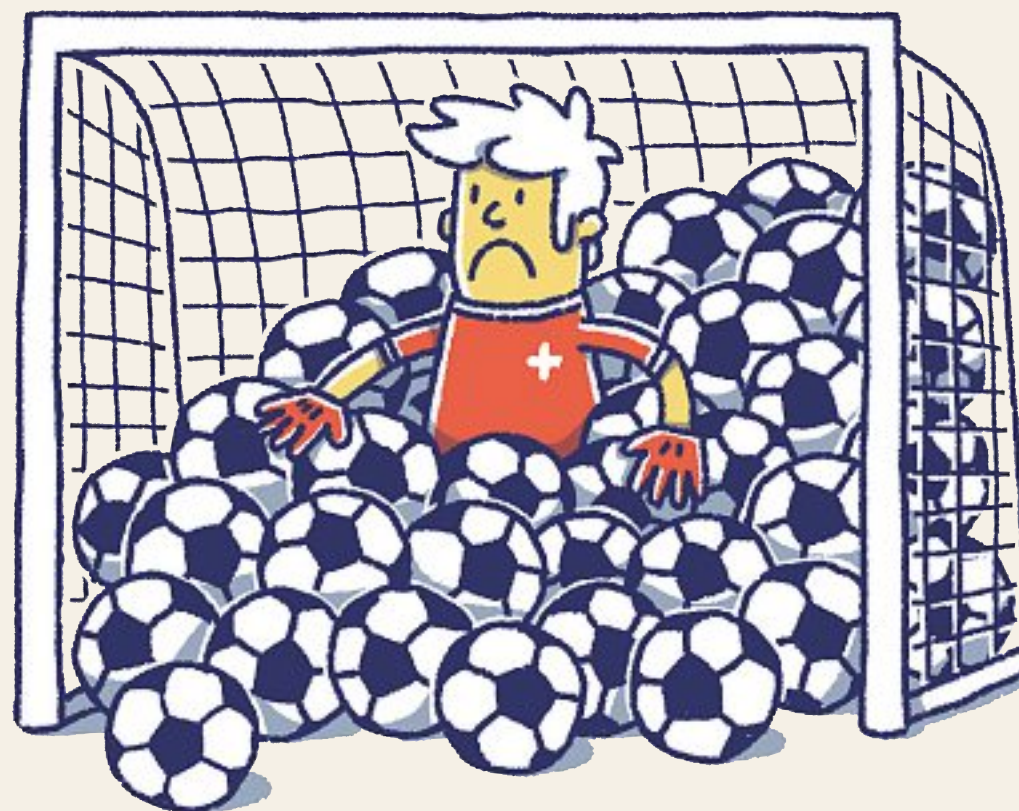
Carlos Alberto Parreira **6** (mit 5 Ländern)
 Velibor Milutinović **5** (mit 5 Ländern)
 Henri Michel **4** (mit 4 Ländern)
 Sepp Herberger, Helmut Schön, Lajos Baróti, Walter Winterbottom je **4** (alle mit je einem Land)

Die schnellsten Tore nach Einwechslung

Richard Morales (Uruguay) gegen Senegal 2002, **16 Sekunden**
 Ebbe Sand (Dänemark) gegen Nigeria 1998, **21 Sekunden**
 Michal Zewlakow (Polen) gegen USA 2002, **59 Sekunden**

Die drei häufigsten WM-Paarungen

7 x Brasilien gegen Schweden (5 Siege Brasilien / 2 Remis)
 7 x Deutschland gegen Argentinien (5 Siege Deutschland / 1 Remis / 1 Niederlage), zugleich die häufigste Paarung in K.o.-Spielen (5 x) und in Endspielen (3 x)
 7 x Deutschland gegen Jugoslawien/Serbien (4 Siege Deutschland / 1 Remis / 2 Niederlagen)



WM-Spiele mit 10 und mehr Toren

Österreich – Schweiz **7:5** (Viertelfinale 1954)
 Brasilien – Polen **6:5** n.V. (1. Runde 1938)
 Ungarn – Deutschland **8:3** (Vorrunde 1954)
 Ungarn – El Salvador **10:1** (Vorrunde 1982)
 Frankreich – Paraguay **7:3** (Vorrunde 1958)



Spieler mit den meisten WM-Partien

Lothar Matthäus	25
Miroslav Klose	24
Paolo Maldini	23
Uwe Seeler	21
Diego Maradona	21
Cafu	20
Bastian Schweinsteiger	20
Philipp Lahm	20
Grzegorz Lato	20

Lucky-Luke-Preis für die schnellsten (Tor-)Schützen

- Hakan Şükür (Türkei) gegen Südkorea 2002 nach **11 Sekunden**
- Václav Mašek (ČSSR) gegen Mexiko 1962, **15 Sekunden**
- Ernst Lehner (Deutschland) gegen Österreich 1934, **25 Sekunden**
- Bryan Robson (England) gegen Frankreich 1982, **27 Sekunden**
- Clint Dempsey (USA) gegen Ghana 2014, **30 Sekunden**
- Bernard Lacombe (Frankreich) gegen Italien 1978, **37 Sekunden**
- Celso Ayala (Paraguay) gegen Nigeria 1998, **52 Sekunden**



WIR WOLLEN ZAHLEN



Wahrscheinlichkeit von Elfmeterschießen

(Durchschnittsquoten seit dem ersten WM-Elfmeterschießen im Halbfinale 1982 zwischen Deutschland und Frankreich):

- Viertelfinale **34,4 %**
- Halbfinale **27,8 %**
- Finale **22,2 %**
- Achtelfinale **12,5 %**
- Spiel um Platz drei **0 %**
- Gesamtquote aller K.o.-Spiele: **19,8 %**



Die meisten Tore der Spieler

1. Miroslav Klose	4	16
2. Ronaldo	4	15
3. Gerd Müller	2	14
4. Just Fontaine	1	13
5. Pelé	4	12
6. Sándor Kocsis	1	11
6. Jürgen Klinsmann	3	11
8. Thomas Müller	2	10
8. Helmut Rahn	2	10
8. Teófilo Cubillas	3	10
8. Grzegorz Lato	3	10
8. Gary Lineker	2	10
8. Gabriel Batistuta	3	10
59. Lionel Messi	3	5
147. Cristiano Ronaldo	3	3

WM-Turniere Tore

Die Kunst des Elfmeterschießens

Gary Lineker: Fußball ist, wenn 22 Mann einem Ball hinterherlaufen, und am Ende gewinnt Deutschland. Zusatz: Jedenfalls wenn WM ist und es Elfmeterschießen gibt.
 1982, Halbfinale: Deutschland – Frankreich 3:3 n.V., 5:4 im Elfmeterschießen
 1986, Viertelfinale: Deutschland – Mexiko 0:0 n.V., 4:1 im Elfmeterschießen
 1990, Halbfinale: Deutschland – England 1:1 n.V., 4:3 im Elfmeterschießen
 2006, Viertelfinale: Deutschland – Argentinien 1:1 n.V., 4:2 im Elfmeterschießen
 (Argentinien kommt als einziges anderes Land auf ebenfalls vier gewonnene Elfmeterschießen, bei allerdings fünf Versuchen. Die meisten verlorenen Elfmeterschießen: England, drei von drei, und Italien, drei von vier.)

Halbfinalteilnahmen nach Kontinenten

- Europa 56
- Südamerika 22
- Nordamerika 1
- Asien 1

Finalteilnahmen nach Kontinenten

- Europa 26
- Südamerika 14

WM-Bilanz der acht größten Nationen

- China (1,38 Milliarden Einwohner): 1 WM, 3 Spiele, 0 Siege, 0:9 Tore. Qualifikation 2018: ausgeschieden hinter Syrien und Usbekistan.
- Indien (1,32 Milliarden): 0 WM-Teilnahmen. Qualifikation 2018: Gruppenletzter hinter Turkmenistan und Guam.
- USA (320 Millionen): 10 Teilnahmen, 33 Spiele, 8 Siege, 37:62 Tore. Qualifikation 2018: an Panama gescheitert.
- Indonesien (260 Millionen): 1 WM (als Niederländisch-Indien), 1 Spiel, 0:6 Tore. Qualifikation 2018: durch die Fifa von der Teilnahme ausgeschlossen.
- Brasilien (208 Millionen): als einziges Land bei allen WM-Turnieren dabei, Rekordweltmeister mit 5 Titeln, als Erster der Südamerika-Gruppe für 2018 qualifiziert.
- Pakistan (193 Millionen): 0 WM-Teilnahmen. Qualifikation 2018: in der Asien-Vorqualifikation gegen Jemen ausgeschieden.
- Nigeria (186 Millionen): 5 WM, 18 Spiele, 5 Siege, 20:26 Tore. Als einziges Team aus Subsahara-Afrika neben Senegal für 2018 qualifiziert.
- Bangladesch (163 Millionen): 0 WM-Teilnahmen. Qualifikation 2018: Gruppenletzter der Vorrunde hinter Kirgistan und Tadschikistan.

Die wenigsten WM-Gegentore

Angola 2
 (in drei Spielen 2006)



Weltsprache Fußball

Das „englische Spiel“ ist es schon lange nicht mehr. Sprachenverteilung der WM-Teilnehmer 2018:
9 spanischsprachige Länder (2014 sogar 10)
4 französischsprachige (Frankreich, Belgien, Schweiz, Senegal)
4 arabischsprachige (Marokko, Tunesien, Ägypten, Saudi-Arabien)
3 deutschsprachige (Deutschland, Schweiz, Belgien)
3 englischsprachige (England, Australien, Nigeria)
 (plus elf weitere Sprachen)



Die längsten Durststrecken

64 Jahre bis zum ersten Tor: Bolivien, 3 WM-Teilnahmen von 1930 bis 1994, 5 Spiele, 0:17 Tore, dann im bis heute letzten WM-Spiel ein 1:3 gegen Spanien (Indonesien, 1938 als Niederländisch-Indien dabei, wartet inzwischen noch länger auf das erste WM-Tor, seit 80 Jahren; weitere bis heute torlose WM-Starter: Zaire 1974, Kanada 1986, China 2002, Trinidad und Tobago 2006)
 28 Jahre bis zum ersten Punkt: Mexiko, von 1930 bis 1958 neun Niederlagen in neun Spielen, dann ein 1:1 gegen Wales
 32 Jahre bis zum ersten Sieg: Bulgarien, von 1962 bis 1994 bei sechs Teilnahmen 17 Spiele ohne Sieg, dann 4:0 gegen Griechenland (plus drei weitere Siege, darunter das 2:1 im Viertelfinale gegen Titelverteidiger Deutschland)



Gewohnheitssieger unter sich

Einziges Turnier von 1938 bis 2006, bei dem nicht entweder Brasilien oder Deutschland im Finale standen: 1978 Argentinien gegen Niederlande 3:1 n.V.
 Einziges, bei dem beide im Finale standen: 2002 Brasilien gegen Deutschland 2:0



Fairplay

Ruppigste WM: 2006
326 Gelbe Karten
 (Durchschnitt 5,09 pro Spiel)
28 Platzverweise
 (0,44 pro Spiel)
 Ruppigstes Spiel der WM-Geschichte, ebenfalls 2006, Achtelfinale, die „Schlacht von Nürnberg“: Portugal – Niederlande
16 Gelbe Karten, 4 Platzverweise.



Abschneiden von Titelverteidigern im 21. Jahrhundert

2002: Frankreich, Vorrunde, Aus als Gruppenletzter
 2006: Brasilien, Aus im Viertelfinale
 2010: Italien, Vorrunde, Aus als Gruppenletzter
 2014: Spanien, Vorrunde, Aus als Gruppendritter
 2018: Deutschland ...?



Die meisten Viertelfinalteilnahmen

Brasilien	17
Deutschland	17
Italien	10
Argentinien	10
England	10
Frankreich	7

(Die häufigsten Viertelfinalteilnahmen von Ländern, die es nie bis ins Endspiel schafften, stammen von Ländern, die es auch in Zukunft nicht mehr schaffen werden, weil es sie nicht mehr gibt: Jugoslawien 7 und Sowjetunion 5.)

WM-Titel nach Kontinenten

Europa	11
Südamerika	9
Nordamerika	0
Asien	0
Afrika	0
Australien	0
Antarktis	0

Die meisten Tore eines Spielers bei einem Turnier

Just Fontaine (Frankreich) 1958: **13 Tore**
 Sándor Kocsis (Ungarn) 1954: **11 Tore**
 Gerd Müller (Deutschland) 1970: **10 Tore**
 Ademir (Brasilien) 1950: **9 Tore**
 Eusébio (Portugal) 1966: **9 Tore**
 (Keiner von ihnen wurde mit seinem Team Weltmeister.)



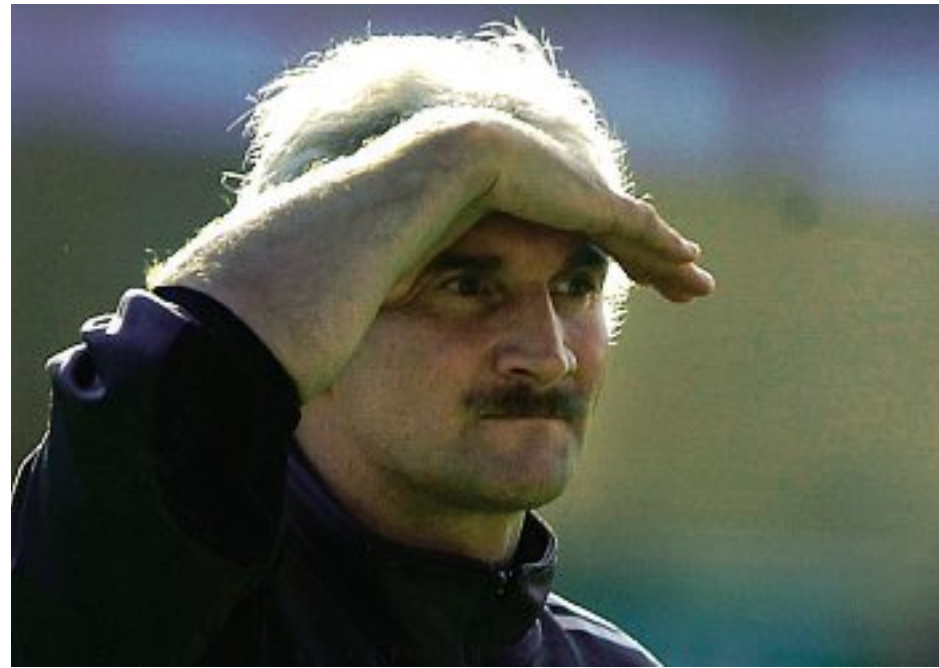
WM 1990: Nach dem Finalsieg in Rom schreitet Trainer Beckenbauer wie in Trance über den Platz.



WM 1994: Trainer Vogts tröstet Buchwald.



EM 2000: Trainer Erich Ribbeck geht ab.



WM 2002: Teamchef Rudi Völler führt die deutsche Elf auf Platz zwei.



WM 2006: Trainer Klinsmann wird gefeiert.



WM 2014: Deutschland schlägt Brasilien 7:1.

Ein Mann, ein Wort. So war es früher, als Interviews mit Fußballprofis noch keiner Autorisierung bedurften, als Leise Kritik an den Verhältnissen im Klub oder in der deutschen Nationalmannschaft nicht als Sakrileg missverstanden wurde, als im Schlepptau der Spieler und Trainer noch keine Berater unterwegs waren und Meinungsverschiedenheiten innerhalb einer Mannschaft offen und ohne die Angst ausgetragen wurden, damit sogleich den innerbetrieblichen Frieden aufs Spiel zu setzen. Es waren manchmal rauhe, aber meistens herzliche Zeiten, in denen auch mal über Dritte gelacht und gelästert werden durfte, ohne dass eine Zensurbehörde des Fußballs eingegriffen hätte. Diejenigen, die für gut genug befunden worden waren, in den siebziger, achtziger und neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts die Bundesrepublik Deutschland und dann das wiedervereinigte Deutschland sportlich zu repräsentieren, kannten keine falschen Hemmungen oder Berührungszonen. Sie waren nicht zimperlich, nicht in ihrer Wortwahl und nicht auf dem Platz, und sie ließen sich auch nicht alles gefallen, nur dem schönen Schein zuliebe. Es war eine Zeit ohne Internet und Social Media, in der Stars des Fußballs und Fußballjournalisten einen barrierefreien Umgang miteinander hatten, bei dem so manche vertrauliche Information unter Verschluss blieb, wenn darüber gegenseitiges Einverständnis herrschte. Der Frankfurter Thomas Berthold, einer der besonders schlagfertigen Weltmeister von 1990, bedauert die Entwicklung hin zu einer Generation von Nationalspielern, die auf Schritt und Tritt von Mitarbeitern des Deutschen Fußball-Bundes (DFB) oder ihrer Klubs begleitet und damit zumindest unausgesprochen zu allzeit „korrekt“ redenden und handelnden Personen des öffentlichen Interesses geformt werden. Berthold sagt: „Die Typen sterben einfach aus, weil viele Persönlichkeiten unterdrückt werden.“ Dass die Meinungsfreiheit auch für ihn nicht grenzenlos war, bekam Berthold allerdings am eigenen Leib zu spüren. Ende 1994 hatte der Nationalspieler dem „Spiegel“ ein Interview gegeben, in dem er unter anderem gesagt hatte: „Es ist alles so ernst bei uns, zu generalstabsmäßig geplant. Auch Berti ist zu verbissen. Selbst unser Torwarttrainer Sepp Maier macht keine Witze mehr.“ Der damalige Bundestrainer Berti Vogts reagierte humorfrei und berief den zweieundschzigmaligen Nationalspieler nicht mehr in sein Aufgebot.

TITEL, THESEN, TEMPERAMENTE

Jahrzehntlang hat unser Autor für diese Zeitung über Fußball berichtet. Erinnerungen an die deutsche WM-Geschichte. *Von Roland Zorn*

Der manchmal kleinteilig denkende und handelnde Vogts folgte im Spätsommer 1990 dem Souverän Franz Beckenbauer, der den Deutschen ein paar Wochen vorher mit seiner grandiosen Mannschaft den ersten Weltmeistertitel seit 1974 beschert hatte. Was sich an jenem 8. Juli in Rom durch Andreas Brehmes Elfmetererz zum 1:0-Endspielsieg über Argentinien rundete, war der Höhepunkt einer deutschen Festa All'Italiana, die einen Monat lang die Menschen in Deutschland ähnlich verzauberte wie das deutsche „Sommernächten“ 2006. Der Sommernachtsraum von Rom krönte eine Reise nach Italien, während der die Deutschen, die im Castello di Casiglio in Erba nahe des Comer Sees logierten, mit ihrem über Wochen intakten Teamgeist und der gemeinsamen Lust auf Fußball höchster Qualität jede Herausforderung gern annahmen und daraus Siege en suite machten. Unter der herrschaftlichen Anleitung des diesmal milden und nicht mehr wilden „Kaisers“, wie zuvor bei seinen Probelaufen bei der WM 1986 in Mexiko, als Deutschland Platz zwei hinter Argentinien belegte, und der EM 1988 in Deutschland, als Beckenbauers Team im Halbfinale an den Niederlanden scheiterte, stimmte in Italien alles: das Ambiente, das Betriebsklima, die nie nachlassende Konzentration auf das höchste Turnierziel und die Atmosphäre rund um die von tausenden deutschen Fans besuchten Spiele. Das Mailänder Giuseppe-Meazza-Stadion wurde zur deutschen Heimspielarena von den Gruppenspielen bis zum Viertelfinale. Auch das Turiner Stadio delle Alpi war beim glücklichen Sieg per Elfmeterschießen gegen die Engländer schwarz-rot-gold koloriert wie das römische Olympiastadion

beim großen Finale. Was den schon als Spieler und Kapitän der deutschen Weltmeister von 1974 genialen Beckenbauer 16 Jahre später zur deutschen „Lichtgestalt“ machte, war die Mischung aus beiläufiger Lässigkeit, hochprofessioneller, aber nie angestrengt wirkender Arbeit auf dem Trainingsplatz und einer unantastbaren Überzeugung, mit diesen Spielern den zweiten Gipfel seiner Laufbahn erreichen zu können. Er, der den Kumpeltyp Jupp Derwall nach der fehlgeschlagenen EM 1984 mit dem Aus nach den Gruppenspielen beerbt hatte, verlor nur einmal kurz die Contenance, als er nach dem mickrigen 1:0-Erfolg über die Tschechoslowakei im Viertelfinale wütend gegen eine Wasserkiste trat und sich dabei den Fuß verstauchte. Sonst aber befolgten seine Spieler Beckenbauers einfaches Motto, „geht's raus und spielt's Fußball“, mit sehenswerter Konsequenz. „Wir Spieler haben Franz alles geglaubt“, sagte Mannschaftskapitän Lothar Matthäus über die Magie eines Fußballlehrers, der auch diesen Beruf, den er nicht klassisch erlernt hatte, auf Anhieb beherrschte. Wenn die Weltmeister in spe einmal unaufmerksam oder vorlaut zu werden drohten, demonstrierte ihnen Beckenbauer auch einmal seine zeitlose Extraklasse – etwa, als ein Ball bei einer Trainings-einheit wie aus dem Himmel gefallen auf ihn zusauerte und der „Kaiser“ ihn derart müheles stoppte und bei Fuß links liegen ließ, dass seine Nationalspielergrößen nur staunten. Nach den heute gültigen Maßstäben für Anstand und Sitte hätte derselbe Beckenbauer nach seinen manchmal weniger glücklichen Auftritten während der WM 1986 kaum eine weitere Weltmeisterschaft als Teamchef erlebt. In Mexiko fetzte er sich wiederholt mit dem einheimischen

Journalisten Miguel Hirsch – bis hin zu der Aussage, dass dieser Mann so klein sei, dass man ihn kaum sehen könne. Was Beckenbauer zu dem schrecklich verunglückten Satz veranlasste, „da braucht man nur kurz zuzudrücken, dann gibt es ihn nicht mehr“. Zwei Jahre später war der Teamchef ein schlechter Verlierer, als die Holländer den Deutschen das Hamburger EM-Halbfinale mit einem verdienten 2:1-Sieg vermiest, was in Beckenbauers Augen zunächst „die wahrscheinlich ungünstigste Niederlage der letzten Jahrzehnte war“. Nach dem WM-Triumph von 1990 erlebte die Welt einen anderen Beckenbauer, der einsam über den Rasen des Olympiastadions schlenderte und dabei entrückt anmutete wie einer, der aus anderen Sphären auf die Welt gekommen war. Erst als sich der Weltmeisterrichter nach dem Blick auf die deutsche Einheit zu einer, wie sich zeigen sollte, haltlosen Prognose verstieg, irrte er wie so viele Fußballerexperten. „Wir sind jetzt die Nummer eins in der Welt“, hob der Überflieger Beckenbauer im Überdreh der Gefühle hervor, „jetzt kommen die Spieler aus Ostdeutschland noch dazu. Ich glaube, dass die deutsche Mannschaft auf Jahre hinaus nicht zu besiegen sein wird. Es tut mir leid für den Rest der Welt.“ Beckenbauer selbst brauchte sich an diese Worte nicht erinnern zu lassen. Er trat wenig später als Teamchef zurück und half zehn Jahre später mit, das WM-Turnier 2006 als Präsident des deutschen Organisationskomitees nach Deutschland zu holen. Wie er diese Rolle verstand und ausübte, darüber liegt seit längerem ein Grauschleier, bei dem es um nicht aufgeklärte Zahlungen, schwarze Kassen und andere Vorhaltungen geht, die den einstmalig Unantastbaren tief getroffen haben.

Berti Vogts hatte es zeit seiner acht Jahre (1990 bis 1998) an der Spitze der DFB-Trainer nie leicht. Wenn er sich die natürliche Lockerheit des Münchner „Kaisers“ anzuignen versuchte, scheiterte er auf eine manchmal tragikomische Art und Weise. Und so lautete eine der besten Sätzen des eher geduldeten als hofierten Mönchengladbacher: „Wenn ich übers Wasser laufe, sagen meine Kritiker: Nicht mal schwimmen kann er!“ Vogts, in Beckenbauers Trainerstab beim deutschen WM-Sieg 1990, feierte seinen größten Erfolg, den Gewinn der Europameisterschaft, 1996 in England. Nach Oliver Bierhoffs Golden Goal im Londoner Wembley-Stadion zum 2:1-Endspielsieg über die Tschechische Republik verlegte

sich der kleine Maestro vor den deutschen Fans und ließ auch in den Momenten seiner größten Genugtuung den Groll erkennen, nie so richtig respektiert worden zu sein: „Als Spieler war ich die Berti-Chöre gewöhnt“, sagte der vormalig als „Terrier“ gefeierte Verteidiger von Borussia Mönchengladbach, „als Trainer waren bei mir Pfiffe angesagt. Ich glaube, jetzt erkennt man auch die Arbeit dieses Trainers an.“ Der Europameister-Trainer sprach über sich gern in der dritten Person, als traute er sich das Ich kaum zu. Dabei war Vogts keinesfalls ein fader Gesprächspartner, der bei der Entwicklung seines Spiels ohne eigene Idee gewesen wäre. Was ihm fehlte, waren das Selbstvertrauen, die genuine Brillanz und Leichtigkeit, die seinen Vorgänger, den Teamchef ohne Trainerausbildung, im Übermaß ausgezeichnet hatten. Vogts kritisierte oft und wurde dabei gern grundsätzlich. Aber auch Selbstkritik war ihm nicht fremd. So gab der Kontrollfreak einmal zu, dass er zu lange dem Hang nachgegeben habe, „der Oberlehrer sein zu müssen. Ich dachte: Ein Kind bleibt immer ein Kind.“ Ein Teil dieser längst erwachsenen Kinder fand nie einen Draht zu Vogts. Allen voran Lothar Matthäus, als Kapitän der Weltmeister 1990 ein Beckenbauer-Vertrauter. Vogts jedoch, sagte Matthäus in einem Interview mit dieser Zeitung im Jahr 2000, sei ihm gegenüber „immer sehr misstrauisch“ gewesen. Den Oberlehrer und Besserwisser konnte dieser im Zweifel defensive Bundestrainer trotz anderslautender Bekenntnisse nie so ganz unterdrücken. Und so fehlte auch seinen Spielern gelegentlich entweder die Fähigkeit, frei zu entscheiden und zu handeln, oder die Klasse, plötzliche Anflüge von Generosität bei ihrem Cheftrainer nicht hemmungslos auszunutzen. Matthäus sagte gegenüber dieser Zeitung einmal beim Blick auf die missratene WM 1994 in den Vereinigten Staaten, wo Deutschland im Viertelfinale mit einer 1:2-Niederlage am Außenseiter Bulgarien scheiterte: „Man kann eben nicht fünf, sechs Stunden pro Tag auf dem Golfplatz stehen und noch zweimal trainieren. Die Spieler haben sich zu viel rausgenommen, ich auch.“ Vier Jahre später gaben die Deutschen bei der WM 1998 in Frankreich auch kein besseres Bild ab. Nach einer 0:3-Niederlage gegen Kroatien war für sie das Turnier wieder im Viertelfinale vorbei. Damit war das Zeichen gesetzt, das auf eine baldige Trennung des damals von Egidius Braun geführten DFB vom lange geschätzten und geschützten Vogts deutete. Sie wurde wenige Monate

später nach einem Trainingslager auf Malta, verknüpft mit zwei Länderspielen, vollzogen. Vogts' Autoritätsverlust, den auch Braun 1994 mit seiner Bemerkung beschleunigt hatte, der DFB denke darüber nach, seinen manchmal unbeholfen formulierenden Bundestrainer in einen Rhetorikkurs zu schicken, war nicht mehr aufzuhalten. Es war einsam um den Bundestrainer auf Abruf geworden, zumal ihm auch seine Spieler beim dünnen 2:1 über Malta und dem ähnlich unansehnlichen 1:1 gegen Rumänien nicht mehr helfen konnten oder wollten.

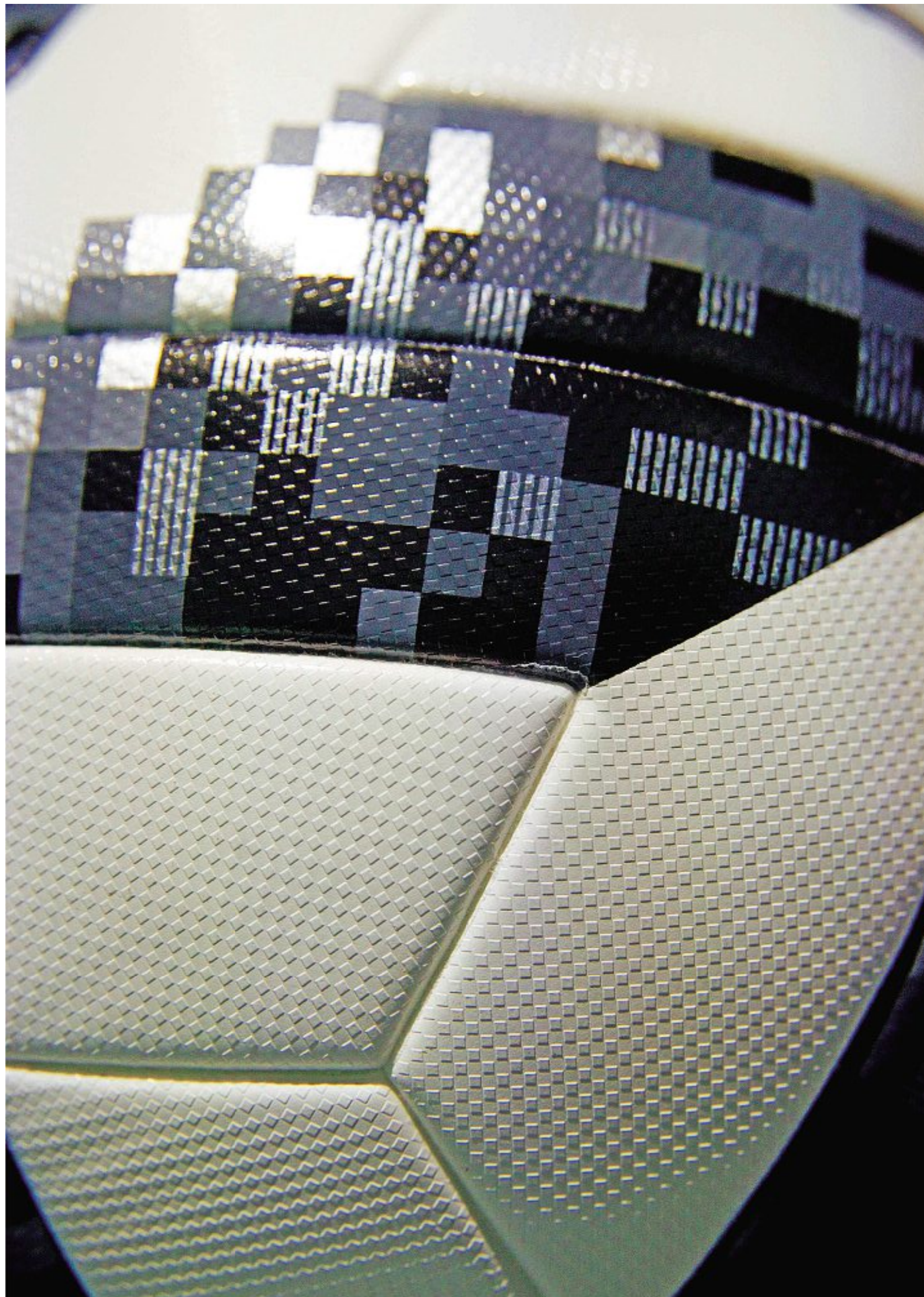
Was nun, fragten sich danach die DFB-Oberen, unter denen Braun die Trainersuche zur Chefsache machte. Gleich drei überraschte Kandidaten machten sich Hoffnungen auf den vakanten Job: Paul Breitner, der als Trainer bis dahin nicht weiter aufgefallene Weltmeister von 1974, Ulrich Stielike, Europameister von 1980, und der Fußball-Ruheständler und vormalige Bundesliga-Trainer Erich Ribbeck. Bei seiner Fahnung nach dem richtigen Mann für das wichtigste Amt im deutschen Fußball kontraktierte der Aachener auch ihm vertraute Journalisten telefonisch. So überraschte Braun am Morgen des 9. Septembers auch den Autor dieser Zeilen mit der Frage: „Was halten Sie eigentlich von Erich Ribbeck?“ Der Befragte war, von Braun flugs zum „Freund“ und Gutachter ausgerufen, derart perplex, dass er seine Skepsis in womöglich zu freundliche Worte kleidete, als Braun ihm sein schnelles Abrücken vom machtbewussten Breitner („Ich habe mich 17 Stunden als Teamchef gefühlt“) erklärte und seine frisch entdeckte Präferenz für Ribbeck erläuterte. Er bekam am selben Nachmittag als frisch inthronisierter Teamchef Stielike an seine Seite gestellt: als Assistent, der sich zuvor auch zum Chef berufen glaubte. Aus dieser Mesalliance erwuchs keine vertrauliche Partnerschaft während einer Zeit, in der der deutsche Fußball den Anschluss an die Moderne verloren hatte. Ribbeck, den sie, weil stets picobello gekleidet, den „Sir“ nannten, hing einem altmodischen Fußballverständnis an, in dem auch noch für den einst von Beckenbauer geprägten Libero Platz war. Stielike, der sich, mehr als sein Chef mit den nezeitlichen Entwicklungen im Fußball vertraut, bei Gelegenheit deutlich von Ribbeck abgrenzte, verlor Ribbecks Vertrauen und musste kurz vor der Europameisterschaft 2000 gehen. Ihn ersetzte der loyale Horst Hrubesch, damals

noch ohne eigenes Trainerprofil. Was danach beim Turnier in den Niederlanden und Belgien passierte, geriet zu einem Offenbarungseid des deutschen Fußballs. Nach einem Unentschieden und zwei Niederlagen in den Gruppenspielen war das perspektivlose Ribbeck-Intermezzo vorbei. Der Münchner Mehmet Scholl, der beim 1:1 gegen Rumänien das einzige deutsche Tor geschossen hatte, vertraute sich einigen deutschen Reportern schon vor Turnierbeginn mit der Bitte um Verschwiegenheit an: „Der Herr Ribbeck ist ein liebenswürdiger älterer Herr“, sagte er, „aber als Trainer fehlt ihm einiges. Das wird nichts bei diesem Turnier.“ Scholl behielt Recht, da vor 18 Jahren neben der fehlenden spielerischen Klasse nicht einmal die oft bewährten deutschen Kämpfertugenden zu sehen waren. Da Ribbeck auch noch seinen Kapitän Oliver Bierhoff ignorierte und nicht aufstellte, trug sich der Essener, heute Manager der Nationalmannschaft, in vertraulichen Gesprächen mit Rücktrittsgedanken noch während des Turniers, die er dann aber doch verwarf. Der 63 Jahre alte Ribbeck machte bei dem Turnier alles falsch, was falsch zu machen war. Vor allem, dass er den 39 Jahre alten Lothar Matthäus reaktiviert und mit der Chefrolle auf dem Platz betraut hatte, stieß bei großen Teilen der Mannschaft auf Unverständnis. Der von den New York New Jersey Metro Stars heimgeholte Libero ohne Gefolgschaft erlebte bei der EM 2000 zum Ende seiner großen Karriere auch einen persönlichen Tiefpunkt. Ribbeck übernahm „für das katastrophale Abschneiden die volle Verantwortung“ und trat von seiner Mission Impossible umstandslos zurück.

Es war die Stunde Null des deutschen Fußballs, nach der zunächst der beim 1. FC Köln und Bayer 04 Leverkusen mit neuen Trainingsmethoden und Motivationstricks erfolgreiche Christoph Daum von 2001 an die Nationalmannschaft wieder aufbauen sollte. Da ihn die Leverkusener nicht vor dem Vertragsende freigeben wollten, fiel dem darüber selbst verblüfften Rudi Völler im Sommer 2000 der Part des vermeintlichen Übergangstrainers zu. Der als Weltmeister 1990 und ehemaliger Weltklasserstürmer ob seiner Bodenständigkeit beliebte Teamchef ohne Trainerpraxis („es gibt nur ein'n Rudi Völler“) restaurierte als Erstes den Stolz und das Selbstbewusstsein einer Mannschaft, die von dem Hessen zunächst ähnlich souverän angeleitet wurde wie

Beckenbauers Champions zehn Jahre zuvor. Weil Daum inzwischen wegen einer Kokain-Affäre als Bundestrainer nicht mehr tragbar war, verlängerte sich das Völler-Interregnum bis 2004. Es beschränkte dem DFB 2002 immerhin Platz zwei bei der WM in Südkorea und Japan – mit einem Team, das nicht allzu reich mit jungen Spielern und Talenten gesegnet war. Philipp Lahm, Bastian Schweinsteiger und Lukas Podolski standen erst am Anfang ihrer Karrieren, die im Gewinn der Weltmeisterschaft 2014 gipfelten. Völler verstand es in seinen zwei überzeugenden Jahren als Teamchef, die Begeisterung der Fans ebenso neu zu erwecken wie den Gemeinschaftsgeist innerhalb seiner Mannschaft, die von Spielerpersönlichkeiten wie dem Kapitän Michael Ballack und dem Torhüter Oliver Kahn angeführt wurde. „Rudi hatte diese Aura, die Menschen mit wenigen Worten erreicht“, hat der Münchner Dietmar Hamann, der unter Rudi Völlers Regie seine besten Länderspiele gemacht hat, über ihn gesagt. 2004, bei der Europameisterschaft in Portugal, reichte Völlers Aura nicht mehr für einen weiteren Coup. Die Deutschen schieden nach den Gruppenspielen aus, und der Teamchef trat zurück.

Was folgte, waren goldene Jahre für den deutschen Fußball. Eingeleitet von Jürgen Klinsmann, der ohne Wege im DFB riskierte, ohne schon ein großer Trainer gewesen zu sein. Er baute die Trainer- und Betreuerstäbe wie heute in der Bundesliga üblich ob der Vielfalt an speziellen Aufgaben aus, rief eine frische Begeisterung rund um die verjüngte Nationalmannschaft hervor und weckte damit das Hochgefühl, das die WM 2006 sonnig überwölbte. Vollerend hat Joachim Löw, Klinsmanns früherer Assistent und Nachfolger seit 2006, den deutschen Aufstieg an die Weltspitze, kulminierend im Gewinn der Weltmeisterschaft 2014 in Brasilien, dem Land des fünfmaligen Weltmeisters. Das 7:1 gegen die Brasilianer im Halbfinale wurde zum unwirklich scheinenden Gipfel deutscher Fußballkunst, die im größten südamerikanischen Land die tollsten Blüten trieb. Löw hat „die Mannschaft“, wie sie von den Marketingprofis des DFB neuerdings angepriesen wird, auf hohem Niveau über die zwölf Jahre seiner Tätigkeit an der Spitze der deutschen Fußballlehrer gehalten. Verstetigt sich, dass der Bundestrainer auf dem Weg zur WM in Russland das, was er hat, zu verteidigen gedenkt. ◀



Stiller Star des Turniers: Der Ball „Telstar18“ von Adidas ist längst in WM-Form.

DER BALL WIRD RUND

Ohne ihn läuft nichts. Seit 1970 kommt der Ball für Weltmeisterschaften aus Herzogenaurach.

Von Boris Schmidt, Fotos Rainer Wohlfahrt

Erleben wir bei der Fußball-Weltmeisterschaft wieder so faszinierende Spiele wie vor vier Jahren? Das 7:1 der deutschen Nationalmannschaft gegen Brasilien im Halbfinale bleibt unvergessen, genauso wie das „dritte Tor“ von Geoff Hurst 1966 in London, im WM-Endspiel England gegen Deutschland. Ja, es war eigentlich kein Tor gewesen, aber das lässt sich seit der WM 2010 in Südafrika immerhin etwas besser verschmerzen, als den Engländern im Achtelfinale gegen Deutschland ein Tor geklaut wurde. Frank Lampard hatte aus 22 Metern geschossen und Torhüter Manuel Neuer düpiert. Der Ball touchierte die Unterkante der Latte, sprang deutlich hinter der Linie auf und prallte dann wieder gegen die Latte, ehe sich Neuer ihn schnappte. Alle hatten gesehen, dass der Ball drin war – nur der Schiedsrichter nicht. Die F.A.Z. schrieb damals: „Das war nicht weniger als die größte Fehlentscheidung bei dieser Weltmeisterschaft.“ Es wäre das 2:2 in der 39. Minute gewesen. Das Spiel, das Deutschland letztlich 4:1 gewann (durch Tore von Klose, Podolski und zweimal Müller), wäre womöglich anders verlaufen.

Angenommen, das Achtelfinale 2010 wäre mit dem gleichen Ball gespielt worden wie das Finale 1966 – der Schuss von Lampard wäre wohl vollends im Tor gelandet, denn das Leder hätte nicht so viel Drall aufgenommen wie ein moderner Ball aus Kunststoff. Dass das Wichtigste am Fußball der Ball ist, kann niemand bestreiten. Er ist nur – entgegen der Redewendung – schon längst nicht mehr aus Leder. Seit 1986 ist das Spielgerät der Fußball-Weltmeisterschaften aus Kunststoff. Und seit 1970 stellt der fränkische Sportartikel-

Hersteller Adidas in ununterbrochener Folge die Spielbälle für die Fußball-Weltmeisterschaften. Damals war der „Telstar“ der erste WM-Ball aus 32 schwarz-weißen eckigen Flecken – im Finale 1966 wurde noch mit einem aus 18 Streifen zusammengenähten Lederball gekickt. Den neuen Ball nannte man „Telstar“, nach dem gleichnamigen Satelliten – und weil der Ball gut im Fernsehen zu sehen war.

Seither ist der Ball revolutioniert worden, Herstellungsprozess und Technik haben sich erheblich geändert. Der größte Schritt in der Fertigung vollzog sich 2006, zur WM in Deutschland. Bis dahin waren die Bälle von Adidas trotz moderner Produktionstechnik und maschineller Vorfertigung zum Schluss immer noch von Hand zusammengenäht worden. Dafür waren 15 Meter Faden nötig, und ein guter Näher schaffte nur drei Bälle am Tag.

Seit 2006 wird der WM-Ball mehr oder weniger maschinell hergestellt. Das sichert eine bis dahin nicht erreichte Perfektion in der Masse. Diese Technik wurde in den zwölf Jahren danach immer weiter verfeinert. Seit 2006 gibt es auch keine Nähte mehr, die immer eine kleine Unwucht brachten. Am wenigsten geändert hat sich am Ventil. Es ist staub- und wasserresistent, und damit es die Flugbahn nicht beeinflusst, sitzt auf der anderen Innenseite der Hülle ein Gegengewicht.

Längst kann sich der Freizeitkicker den technisch gesehen gleichen Ball kaufen, wie er bei der Weltmeisterschaft zum Einsatz kommt. Der aktuelle WM-Ball, in Analogie zum Turnier von 1970 „Telstar18“ getauft, kostet mittlerweile 150 Euro, die Replika des „Telstar18“ gibt es für 90 Euro. 2006 war der „Teamgeist“ noch für 110 Euro zu haben.



Schulstreck: Der „Telstar18“ wird mit der Ballschussmaschine auf Tempo 100 beschleunigt.



Luftbild: Die Schussmaschine liefert Daten über das Flugverhalten des Balls.



Innenansicht: Die Karkasse liegt um die Blase des Fußballs.



Zeichenfläche: Auf die Karkasse werden sechs propellerförmige Paneele geklebt.

DER BALL WIRD RUND

Neu und einmalig beim „Telstar18“ ist der NFC-Chip, der in den Ball integriert ist. NFC steht für Near Field Communication und ermöglicht den drahtlosen Austausch von Daten über kurze Distanzen. Der Chip im „Telstar18“ kann Daten mit einem NFC-fähigen Gerät austauschen. Ein Logo auf dem Ball zeigt, wo sich der Chip befindet. Fast alle Android-Geräte sowie das iPhone 7 und alle Nachfolgermodelle sind NFC-fähig und ermöglichen es, sich mit anderen Fans zu vernetzen. Wenn das Smartphone mit dem NFC-Chip im Inneren des Fußballs verbunden ist, erhält man durch den Datenaustausch „exklusive Informationen“. Die Informationen im Chip werden regelmäßig aktualisiert. Allerdings ist der Chip passiv, er bietet keine Informationen über Fluggeschwindigkeiten oder die Zahl der Ballberührungen, auch lässt er sich nicht dazu nutzen, das Überschreiten der Torlinie zu melden. Aber was nicht ist, kann ja noch werden. Immerhin ist es möglich, den Ball zu lokalisieren, sollte er einmal neben dem Platz in den hohen Hecken verschwunden sein. Der Chip von der Größe eines Daumnagels wiegt weniger als ein Gramm, und er ist in allen Bällen für das Turnier verbaut, jedoch ohne Funktion.

Eingesetzt wird der „Telstar18“ aber nur in der Vorrunde. Sobald die K.o.-Spiele starten, müssen sich die Akteure zumindest optisch auf ein anderes Spielgerät einstellen. Technisch ändert sich natürlich nichts, nur das Design wechselt und mit ihm der Name. Um beides macht Adidas aber noch ein großes Geheimnis. Farbe als Design-Merkmal beim WM-Ball kennt man übrigens seit 1998 – mit dem „Tricolore“ gelang Frankreich der Titelgewinn bei der Heim-WM.

Die technischen Anforderungen an den Ball sind seit Jahren oder gar Jahrzehnten mehr oder weniger gleich geblieben. Der Umfang muss zwischen 68,5 und 69,5 Zentimeter betragen, das Gewicht darf nur zwischen 420 und 455 Gramm schwanken. Der „Telstar18“ wiegt 434 Gramm. Doch das alleine macht noch keinen offiziellen WM-Ball. Der Internationale Fußballverband (Fifa) verlangt unter anderem, dass nach 72 Stunden der ursprüngliche Druck nur um elf Prozent reduziert ist. Gespielt wird in der Regel mit 1,0 bis 1,2 bar. Der Ball muss, wird er aus zwei Meter Höhe fallen gelassen, mindestens 1,35 Meter bis höchstens 1,55 Meter hoch springen (der „Telstar18“ schafft 1,47 Meter) – und er darf dieses Rückprallvermögen bei Kälte und Hitze kaum verlieren. Bei fünf Grad Außentemperatur muss der Rückprall immer noch mindestens 1,25 Meter bis 1,37 Meter betragen. Die Form der idealen Kugel darf nur um maximal 1,5 Prozent verfehlt werden.

All das und noch viel mehr wird bei Adidas in der Zentrale in und um Herzogenaurach getestet. So wird das Prüfstück mit einer Schussmaschine auf Dauerhaltbarkeit untersucht – selbst nach 2500 Schüssen gegen eine Wand (mit 50 Kilometer pro Stunde) bleibt er nahezu unbeschädigt. Wobei 50 Kilometer pro Stunde Schussgeschwindigkeit vergleichsweise gering sind. Optimal und voll getroffen, wird der Ball in die Regionen der Autobahn-Richtung katapultiert. Als Ende der sechziger Jahre



Generationsfrage: Der aktuelle WM-Ball „Telstar18“ (rechts) mit seinem Vorfahr, dem „Telstar“ von der Weltmeisterschaft 1970 in Mexiko

ein deutsches Boulevardblatt mittels Radarschranke die Schusskraft der damaligen Bundesligaspieler testete, kam Horst-Dieter Hörtges von Werder Bremen auf 114 Kilometer pro Stunde, der Kölner Wolfgang John gar auf 130.

Dass der Ball überhaupt die auf ihn wirkende Kraft weitergeben kann, liegt an seiner Elastizität. Die Luft im Inneren und die Hülle bilden eine Art Feder-Dämpfer-System, das die Energieumwandlung möglich macht. Diese wird durch die Änderung des Luftdrucks innerhalb des Balls bewirkt. Durch den Fußtritt wird das Volumen des Balls verkleinert, der Druck erhöht sich. Danach breitet sich die Luft wieder aus, und die Energie, die der Ball aufgenommen hat, wird in Bewegung umgesetzt.

Selbst bei Fritz-Walter-Wetter ändert sich an diesen technischen Grundlagen kaum etwas. Das war für Adidas eine der größten Errungenschaften nach der Umstellung von Leder auf Kunststoff: Das Gewicht bleibt auch im Dauerregen fast gleich, es erhöht sich höchstens um ein Prozent – die Regel würde bis zu zehn Prozent erlauben. Die alten Lederbälle hatten zuletzt auch schon wasserdichte Nähte, nahmen bei Nässe aber dennoch spürbar an Gewicht zu. Und noch in den sechziger Jahren wurde bei starkem Regen aus einem Ball von rund 450 Gramm schnell knapp ein Kilogramm.

Wichtig ist zudem, dass das Spielgerät immer gleich ist. Längst steht bei wichtigen Spielen mehr als ein Ball zur Verfügung, um Spielunterbrechungen so kurz wie möglich zu halten. Rund 25 Bälle liegen pro Match parat. 1966 in Wembley spielte man noch mit einem einzigen. Den schnappte sich damals Helmut Haller nach dem Abpfiff und behielt ihn jahrelang für sich. Seit 1996 ist er im englischen Fußball-Museum in Manchester ausgestellt.

Der neue Ball für die WM 2018 kam im November auf den Markt. Hergestellt wird er in China. Herzstück ist seit jeher die Blase, die für Elastizität und Spielbarkeit sorgt. Sie besteht aber nicht mehr aus Naturlatex, sondern aus einem synthetischen Kautschuk. Um die Blase herum liegt die runde Karkasse, die zu 40 Prozent aus einer Zuckermischung besteht. Auf sie werden bei etwa 100 Grad Hitze sechs identische, propellerförmige Paneele auf-

geklebt. Die Zahl der Paneele ist die gleiche wie beim „Brazuca“, dem Ball für die WM 2014. Der EM-Ball 2004 hatte noch 32 Paneele, bei der WM 2006 waren es 14.

Adidas verlässt sich nicht nur auf die Tests im Labor, zu denen auch Versuche mit der Ballschussmaschine „Roboleg“ gehören, die zusammen mit der englischen Universität Loughborough entwickelt wurde und seit 2014 im Einsatz ist. Sie schießt in der Regel mit 105 Kilometer pro Stunde, möglich ist maximal Tempo 160. So wird auf wissenschaftlicher und nachvollziehbarer Basis das Flugverhalten des Balls untersucht.

Aber: „Gru ist alle Theorie – entscheidend ist auf'm Platz“, sagte einst Trainer Adi Preißler. So werden auch Spieler befragt, wie sich der neue Ball anfühlt.

Mehr als 600 offizielle Spiele hat der „Telstar18“ schon hinter sich, unter anderem bei der U20-WM in Südkorea im vergangenen Jahr. Von den Nutzern des „Telstar18“ gab es bislang kein negatives Feedback. Das größte Lob ist vielleicht ohnehin, wenn es gar nicht auffällt, dass mit einem neuen Ball gespielt wurde. Auf die Frage, wie er den Neuen finde, antwortete der Kölner Nationalspieler Jonas Hector etwa, er kenne den Ball doch noch gar nicht – dabei war er im Länderspiel gegen Spanien am 23. März (1:1) schon im Einsatz gewesen, und der Außenverteidiger hatte die kompletten 90 Minuten gespielt. Vor der WM 2006 hatte sich der damalige Nationaltorwart Jens Lehmann noch heftig über den Ball beschwert: Er sei sehr schnell, gerate leicht ins Flattern und werde zudem bei Regen glitschig – was ein Nachteil für die Torhüter sei.

Auch über die neuen Fußballschuhe der Nationalmannschaft haben sie sich in Herzogenaurach Gedanken gemacht. Sie sind federleicht, wiegen keine 200 Gramm und sind am Fuß kaum zu spüren. Auch die Schuhe sind in jedem Sportgeschäft zu kaufen, für 280 Euro. Schraubstollen sind längst Geschichte, und auch Schnürsenkel gibt es nicht mehr. Das wird die Zukunft sein, sagt man bei Adidas, schon weil man den Ball so auch in diesem Bereich des Schuhs präziser trifft. Das Einzige, was die Herzogenauracher zum Thema Fußball nicht herstellen, sind übrigens Tore. Um die muss man sich schon selbst kümmern. ◀

DAS WM-TRIKOT

Fußballspieler sind oft abergläubisch. Das neue Trikot, das Adidas zur WM für die Nationalelf kreiert hat, soll an das legendäre Dress der Weltmeisterschaft 1990 erinnern, als Deutschland in Italien zum dritten Mal den Titel gewann. „Ich kenne natürlich die Trikots von 1990, erkenne auch die Parallelen – und sehe deshalb Vielversprechendes für die WM in Russland“, sagte Innenverteidiger Mats Hummels über das neue Trikot.

Etwas in Vergessenheit geraten ist dabei, dass die Hemden von 1990 schon 1988 bei der Europameisterschaft in Deutschland getragen wurden, als die deutsche Elf im Halbfinale gegen den späteren Sieger Niederlande ausschied. Damals kam zum ersten Mal Farbe aufs Trikot – bis dahin liefen die Deutschen streng in Schwarz-Weiß auf. Die Hosen bleiben natürlich auch 2018 schwarz, dazu gibt es weiße Stutzen. Der Torhüter spielt in blauem Outfit.

Das Auswärtstrikot hatte schon immer Farbe. In Russland ist es wieder ein grünes Hemd; ein gezacktes Muster soll ebenfalls an das Design von 1990 anknüpfen. Hier sind die Hosen weiß, die Stutzen grün, und der Torhüter spielt wieder in Blau.

Heftige Diskussionen gab es über die Schriftzüge der Spielernamen und die Nummern. Adidas hat dafür eine eigene Schrift entworfen, in der eine 1 aber kaum von einer 7 zu unterscheiden ist. Gleiches gilt für das Z und die 2, das X und das H und die 5 und das S. Adidas versteht die Aufregung darüber nicht recht, freut sich aber über die Publicity. Das Originaltrikot kostet 130 Euro (inklusive individueller Beflockung), als Replika ist es für 90 Euro zu haben. (fbs.)



**TURKISH
AIRLINES**

TOUCH MORE
MIT DER FLUGGESELLSCHAFT, DIE SIE IN
MEHR LÄNDER FLIEGT ALS ALLE ANDEREN



TURKISHAIRLINES.COM

A STAR ALLIANCE MEMBER

„Die WM ist eine Verschnaufpause für die Opposition“

Wladimir Kaminer über Sport in Russland, die Vorbereitungen auf die Weltmeisterschaft und die Erwartungen Wladimir Putins

Interview Leonie Feuerbach, Foto Julia Zimmermann

Herr Kaminer, spielen Sie Fußball?

Professionell habe ich nie gespielt. Nach den Olympischen Sommerspielen 1980 in Moskau haben viele Kinder und Jugendliche angefangen zu rudern. Damals war ich 13, 14 Jahre alt, und wir Schüler wurden alle in einen Ruderverein namens Zenit aufgenommen. Wegen der schlechten Wetterbedingungen konnte man bei uns aber nur drei Monate im Jahr rudern. Deshalb haben wir die restlichen neun Monate Fußball gespielt in dem Ruderverein. In Deutschland habe ich nie gespielt.

Die deutsche Fußballkultur ist Ihnen also fremd?

Ganz und gar nicht, denn ich wohne in Berlin gegenüber einem Fußballstadion, ehemals BFC Dynamo, der Rekordmeister der DDR-Oberliga. Wir sehen oft lustige Menschen mit Bierflaschen, die aus unseren Fenstern vorbeiziehen. Wenn ich nur zwei Schritte aus meiner Tür heraus mache, sehe ich immer Jungs mit Bällen. Die Deutschen spielen sehr leidenschaftlich Fußball, mit 10, 15, 50 Jahren. Oft spielen Firmen gegeneinander, ein Reisebüro gegen eine Bäckerei, sie liefern sich unglaubliche Spiele. Für mich ist eigentlich immer der schönste Moment, wenn die Spieler den Ball verlieren und plötzlich die Einsamkeit spüren. Wenn der Ball weg ist, wird das ganze Feld von der Sinnlosigkeit des Daseins ergriffen. Das ist für mich der Höhepunkt jedes Spiels. Wenn dann alle mit gesenkten Häuptern langsam aufeinander zugehen, wie in einem Zombiefilm.

Fußball wird oft als Mittel der Integration betrachtet.

Die Mannschaftssportarten sind auf jeden Fall ein Werkzeug der Integration. Sport kann viel gegen Fremdenfeindlichkeit beitragen, mehr als Theater, mehr als Kultur. Weil Sport über Kulturgrenzen hinaus viele Menschen erfasst.

Gibt es in Russland auch so eine ausgeprägte Vereinsstruktur?

Sie hat stark gelitten. Fußball und Sporterziehung waren sehr stark in der Sowjetunion. Aber durch ihre Auflösung wurden die besten Spieler plötzlich Ausländer. Das betraf auch die Nationalmannschaft. Als sie noch sowjetisch war, kamen die besten Spieler aus den Vereinen in der Ukraine, Armenien und Georgien. Das sind jetzt alles unabhängige Staaten. Die Sportfunktionäre haben wohl gedacht: Wir müssen das jetzt wie im Kapitalismus

machen, also Geld ausgeben, gute Spieler einkaufen. Dadurch ging diese Sporterziehung zugrunde.

Ist den Russen Fußball trotzdem wichtig?

Ich kenne meine Landsleute als große Fußballfans. Wenn Real Madrid gegen Bayern München spielt, sind sie alle von der Glotze nicht wegzukriegen. Das gilt auch innerhalb des Landes: Lokomotive, Zenit, Spartak, Dynamo haben sehr viele Fans. Die Tatsache, dass die Russen auf internationalem Niveau keine wirklichen Erfolge erzielt haben, ist der Geschichte geschuldet.

Inwiefern?

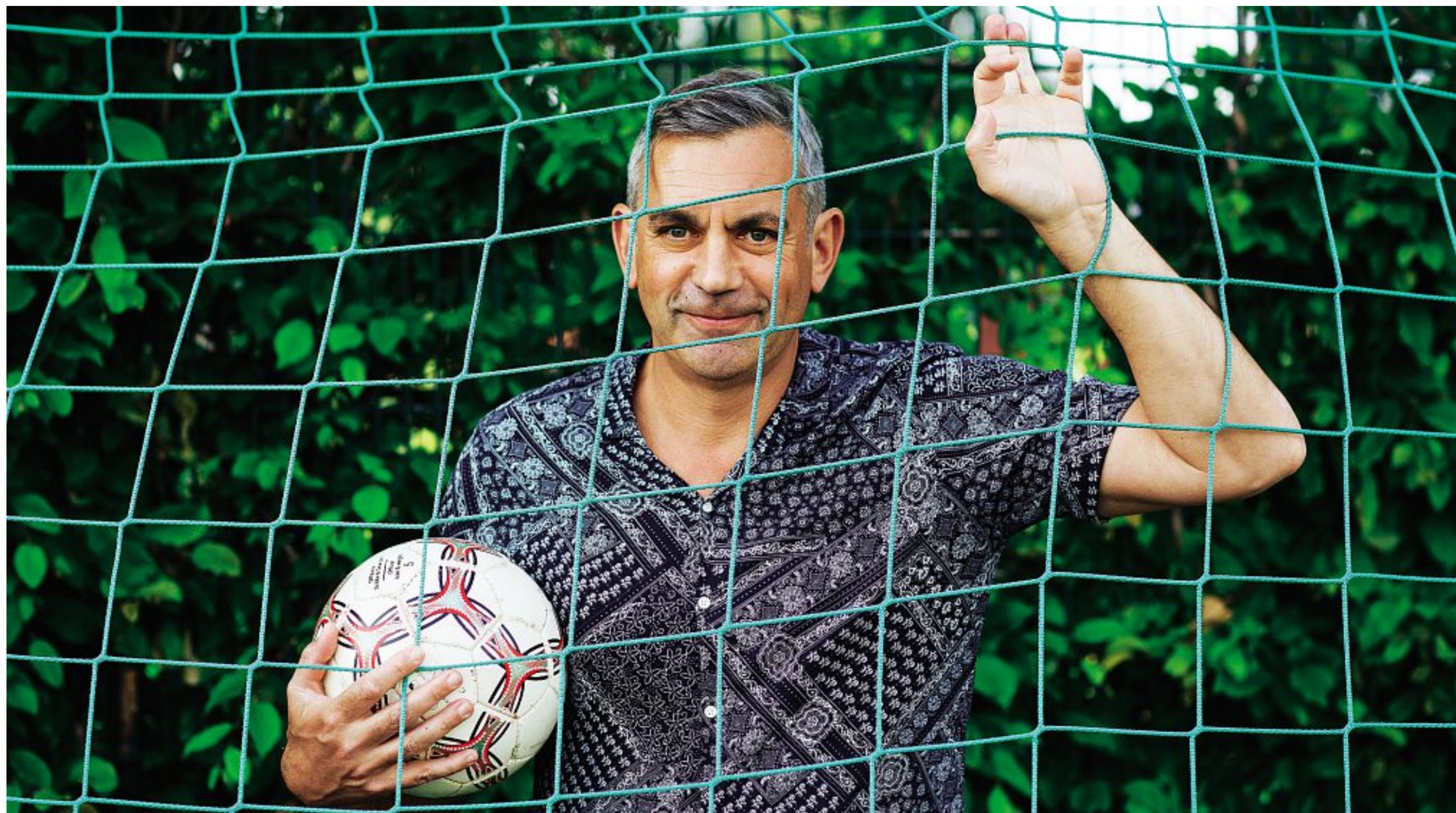
Wer spielt denn am besten Fußball auf der Welt? Die ehemaligen Kolonialmächte, also Menschen, die viele Monate auf Schiffen verbrachten. Wenn sie dann endlich an Land gingen, hatten sie immer einen Ball dabei, um sich die Füße zu vertreten. Oft haben sie gegen die von ihnen kolonisierten Völker gespielt. Engländer, Franzosen und Holländer haben gegen Afrikaner und Brasilianer gespielt. In Russland hat der Staat das eigene Volk zu kolonisieren versucht, ohne weit zu fahren. Und das Volk hat immer versucht, dem Staat wegzulaufen, über alle Mauern und Zäune hinweg. Deswegen können die Russen andere Sportarten sehr gut. Sie können Eislaufen, Stockspringen, Hammerwerfen, so etwas. Aber Fußball? Da sind bis heute die ehemaligen Kolonialmächte und Kolonien stark.

Interessante Theorie. Wie passt Ihre Wahlheimat Deutschland da rein?

Deutschland ist mit der kleinen Kolonialgeschichte eine Ausnahme. Deutschland hat lange schlecht Fußball gespielt, dann aber mit viel Fleiß einen eigenen Fußball entwickelt, der, wenn er zündet, wie eine Maschine läuft. Die Deutschen sind gut im Kollektiv. Da gibt es kein Gegenmittel, wenn sie den richtigen Gang treffen.

Und bei den Russen? Können die Siege im Eiskunslauf und im Hammerwerfen über Niederlagen im Fußball hinwegtrösten?

Nein, denn Fußball ist einfach eine besondere Sportart. Da spielt Glück eine große Rolle. Es ist möglich, dass eine schwächere Mannschaft gegen eine stärkere gewinnt. Das macht dieses Spiel so interessant. In anderen Sportarten ist das anders. Handball oder Basketball zum Beispiel.



Wladimir Kaminer wurde 1967 in Moskau geboren und lebt seit 1990 in Berlin. Er sagt, privat sei er ein Russe, beruflich ein deutscher Schriftsteller. Sein bekanntestes Buch ist „Russendisko“.

Wenn man diese zwei Meter großen Menschen sieht, versteht man: Ohne diese Größe braucht man da gar nicht erst anzufangen. Oder wie die Chinesen Tischtennis spielen, da kann man gleich rauchen gehen. Im Fußball aber hat jeder eine Chance, zumindest eine Chance auf eine Chance. So denken im Ernst auch meine Landsleute. Nach der letzten Umfrage glauben fast 20 Prozent der Russen, dass sie ins WM-Finale kommen.

Sind das denn so viele?

Ich finde schon! Die Russen haben sich gut vorbereitet, Stadien gebaut, Unmengen Geld in die Infrastruktur der Städte gesteckt. Aber eines fehlt noch: eine gute Mannschaft. Gegen Saudi-Arabien wird sie sicher gewinnen, aber danach muss sie Ägypten schlagen, um weiterzukommen. Das wird der Knackpunkt sein, denke ich. Alle Augen sind jetzt auf Putin gerichtet. Er hat bisher alle Probleme des Landes sozusagen in Handarbeit gelöst. Entweder er kann mit Ägypten irgendwie vor dem Spiel reden, oder er geht selbst aufs Feld und steht im Tor. Dann haben die eh keine Chance.

Ist die WM eine gute Möglichkeit für Putin, sich der Weltöffentlichkeit zu präsentieren?

Er will sicher das angekratzte Image des Landes mit der Fußball-WM ein bisschen lackieren. Ich finde es auch gar nicht verkehrt, dass jetzt viele nach Russland kommen. So werden die Russen aus erster Hand sehen, dass die Welt ihr Land gar nicht unbedingt für das Reich des Bösen hält. Die Russen stehen unter großem Einfluss ihrer Propaganda-Medien, die ihnen Tag und Nacht erzählen, wie schlecht die Welt auf Russland zu sprechen ist. Und umgekehrt: Die Menschen im Westen werden sehen, dass die Russen ganz normale Menschen sind, voll in Ordnung. Gut, sie haben Probleme mit ihrer Führung, aber wann war das jemals anders? Insofern kommt die

WM zur rechten Zeit. Wenn die Politiker nicht miteinander können, dann wenigstens die Menschen. Das bringt Entspannung in die politische Lage.

Von einem Boykott der WM halten Sie also nichts? Island zum Beispiel schickt wegen Russlands Unterstützung Assads und der mutmaßlichen Vergiftung Skripals keine Politiker. Viel wichtiger: dass die sportbegeisterten Bürger hinfahren. Politiker mögen Angst haben vor der Aggressivität des Regimes, die Ausdruck der inneren Probleme des Landes ist. Wichtig ist, dass die Menschen sich begegnen.

Aber kann ein Boykott nicht ein sinnvoller Weg sein, Putin Rubm zu verwehren?

Ich kann verstehen, dass man es für eine gute Idee hält, Putins Regime zu boykottieren. Ihm steht diese Bestätigung natürlich nicht zu. Aber dem Land! Wenn im Ausland über die Russen gesprochen wird, sind normalerweise Putin und seine Freunde gemeint, die kleine Gruppe an der Macht. Die Bevölkerung, die Putin nicht abwählen und nicht auf ihre politische Elite einwirken kann, wird zu oft in den gleichen autoritären Topf geworfen.

Steht nicht eine Mehrheit der Russen hinter Putin?

Das politische Feld wurde abgegrast, es wird niemand zugelassen, der eine Chance hätte. Putin musste nie wirklich opponieren, wurde nie wirklich gewählt, hatte nie ein ernstzunehmendes Programm. Das ist eine ganz andere Art der Machtergreifung. Prozente zu zählen ist da absurd. Und ich weiß, dass viele unzufrieden sind. Nicht mal in der Sowjetunion gab es eine so missglückte Präsidentschaft, dass Russland so ein Außenseiter war, keine Verbündeten, keine Freunde mehr hatte. Lange dachte ich, es sei ein Mangel an Qualifikation. In Russland sind Menschen an der Macht, die nie viel mit

Politik zu tun hatten, ehemalige Spione, KGB-Leute. Aber vielleicht wollen diese Zyniker Russland auch bewusst zugrunde richten. Kennen Sie das „Handbuch des sowjetischen Spions“? Ein dünnes Büchlein, wenn man das liest, weiß man, wie diese Menschen ticken, welch skurrile Vorstellungen sie haben.

Könnte Putin für die Dauer der Spiele sogar die Bombenangriffe auf Syrien einstellen?

Ja. Kürzlich haben doch die Amerikaner Assad bombardiert, und Putin hat keinen Mucks von sich gegeben. Das war schon die Vorbereitung für die WM. Putin mag die WM, sie ist sein Geschenk an das Volk, das ihn nicht freiwillig wählt. Er fühlt sich deshalb ein bisschen schuldig und will der Bevölkerung etwas schenken. Und eine Fußball-WM in Russland ist ein tolles Geschenk. Es gibt einen alten russischen Spruch: Fußball für die Männer, Blumen für die Frauen, Eis für die Kinder. Das ist es, was Putin macht.

Auch gegenüber der Opposition?

Es werden keine politischen Gerichtsprozesse stattfinden, so lange die WM läuft. Das bedeutet eine Verschnaufpause für die Opposition. Gleichzeitig munkelt man in Russland, dass Putin die Ausländer, die Fifa und andere Organisationen benutzt, um die eigene korrupte Bürokratie zum Arbeiten zu zwingen. Er benutzt internationale Events, um die Infrastruktur des Landes zu modernisieren. Als innerrussische Angelegenheit funktioniert nichts in diesem Land, alles versinkt im Sumpf der Korruption. Wenn aber Ausländer kommen, selbst so korrupte wie die von der Fifa, dann ist das was Neues, und dann wird tatsächlich etwas gebaut. Städte, in denen Spiele stattfinden, haben Flughäfen bekommen, Bahnhöfe, Hotels, Straßen – was die Menschen wirklich langfristig brauchen.

Ist das nicht eine beschönigende Sicht? Bei den Bauarbeiten für die Olympischen Spiele in Sotschi gab es Vorwürfe über Korruption und Sklavenarbeit.

Es gab nordkoreanische Bauarbeiter in St. Petersburg, die unter katastrophalen Umständen gearbeitet haben. Aber die Journalisten, die mit diesen Bauarbeitern sprachen, erfuhren, dass sie froh waren, in St. Petersburg zu sein. Das war für sie eine begehrte Reise ins Ausland, besser als in der Heimat. Bei autoritären Regimen und Diktaturen kann man nie wissen, ob der Boden schon erreicht ist. Immer wenn man denkt, schlimmer geht's nicht, klopft plötzlich jemand von ganz unten an.

Apropos ganz unten: Russische Hooligans haben unter anderem bei der EM 2016 in Frankreich vandalisiert. Wird es bei der WM schlimme Bilder aus Russland geben?

Das wird eine Herausforderung für die vielen Sicherheitsdienste. Ich glaube, in keinem anderen Land gibt es so viele Polizisten wie in meiner Heimat. Gleich nach dem Vatikan sind die Russen auf Platz zwei, was die Zahl der Sicherheitskräfte im Verhältnis zur Bevölkerung angeht. Mit einer Kleinigkeit wie Fußballfans werden die doch klarkommen! Aber ich möchte den Menschen wirklich keine Angst machen vor Russland. Die meisten sind wie hier in Deutschland: freundlich und neugierig, sie freuen sich auf die Gäste. Die WM wird dazu beitragen, die politische Misere des Landes und die herzliche Gastfreundschaft des Volkes getrennt zu betrachten.

Sie klingen hoffnungsvoll. Die WM könnte Russland also wirklich verändern?

Nur wenn sie die WM gewinnen ... Nein, ich glaube nicht, dass Sport ein Regime verändern kann. Nach drei Monaten werden das alle vergessen haben. Aber es ist eine Verschnaufpause, die in der angespannten Lage zur rechten Zeit kommt.

GLEIS-ZEIT

Für ein Lächeln ist jetzt nicht der richtige Moment. Es ist Montagabend kurz nach acht, und die Schaffnerin von Wagen 211 möchte, dass alles nach Vorschrift abläuft. Fahrkarte, Reisepass, Visa. Doch irgend etwas fehlt der resoluten Dame noch. Immer wieder zeigt sie auf das „Billjet“ und verlangt ein weiteres Dokument, das der Reisende, der kein Russisch versteht, nicht bieten kann. Es muss sehr wichtig sein. Der Blick der Dame ist so streng, als wäre die Reise schon hier zu Ende.

Doch dann ein Blick auf die Uhr, und alles ist plötzlich egal. Vorschrift ist zwar Vorschrift, aber der Zug muss pünktlich abfahren. Mit einem Wink der Schaffnerin geht es hinein in den schmalen Gang des Strizh, des Schnellzugs der russischen Bahngesellschaft RZD von Berlin nach Moskau. Die Schaffnerinnen, die vor jeder Tür des langen Zuges postiert sind, gleiten ins Innere. Abfahrt – mit einem kleinen Ruck geht es pünktlich um 20.22 Uhr vom Berliner Ostbahnhof los. 22 Stunden und 36 Minuten wird die Reise dauern, 1886 Kilometer lang wird sie sein.

Das die Fahrt für Eisenbahn-Nostalgiker nicht die reine Freude würde, hatte sich schon bei der Reservierung der Fahrkarte angedeutet. Die freundliche Dame am Telefon wies darauf hin, dass die russische Staatsbahn seit anderthalb Jahren einen neuen Schnellzug auf der Strecke von Berlin nach Moskau einsetze. Vorbei die Möglichkeit, in alten Schlafwagen aus der Sowjet-Ära mit Blümchentepichen und Tischdeckchen aus sozialistischer Spitze eine Zeitreise unter dem glitzernden Glasdach des Berliner Hauptbahnhofs zu unternehmen.

Im Strizh, dem russischen Wort für Mauersegler, sollen fortschrittliche Kunststoffoptik in hellem Grau und abwischbare Oberflächen Russlands modernes Selbstbild zeigen. Hellblauer Linoleumfußboden, eine digitale Anzeigetafel mit Reisegeschwindigkeit, Temperatur, Uhrzeit. Vergilbter Glanz war gestern.

Trotzdem musste die Fahrt sein. Denn in Zeiten, da die Menschen wie selbstverständlich für ein Wochenende durch die Welt fliegen und der Easy-Jet-Set von der Überwindung aller räumlichen Zwänge zwischen den Metropolen der Welt träumt, kann man in diesem Zug noch die wirkliche Entfernung zwischen Berlin und Moskau erfahren.

Im Abteil sind die Sitze im intensiven Mittelblau der russischen Staatsbahn bezogen. Die Betten darüber können ausgeklappt werden, für jeden Reisenden gibt es ein Leselicht und einen Getränkehalter aus Edelstahl, dazu ein Waschbecken, das ins Tischchen am Abteilstreifen integriert ist. Bettzeug, kleines Handtuch, blaue Einwegpantoffeln und Kopfhörer für das

Vergilbter Glanz war gestern: 22 Stunden Bahnreise im Schnellzug Strizh von Berlin nach Moskau verändern den Blick auf die Welt.

Von Alexander Haneka

Bordunterhaltungsprogramm mit immerhin fünf Kanälen.

Gebucht war ein Platz im Vierer-Liegewagen zum Preis von 177 Euro. Den Ausschlag gegeben hatte weniger das Kostenbewusstsein als die Hoffnung auf Geselligkeit, Kartenspiele und Verbrüderungsszenen zu später Stunde bei Wodka und Speck. Doch die wird schnell enttäuscht. Kein Reisebegleiter kommt ins Abteil, während der Strizh langsam die östlichen Bezirke der Stadt hinter sich lässt. Ein paar ältere Russen und ein junger Familienvater hieven auf dem Gang eilig riesige Taschen



Im Restaurant: „Kotleta“ und Dosenbier



Im Abteil: moderne Funktionalität

hin und her, obwohl eigentlich kein Grund zur Hast besteht. Für ein unverbindliches Kennenlernen auf dem Gang hat hier niemand Zeit.

Kurz vor Frankfurt (Oder), dem ersten Stopp, eilt die Schaffnerin auf ihren Posten an der Tür und nimmt Haltung an. Die Außenwirkung der russischen Bahn ist wichtig, in tadelloser Erscheinung stehen die Schaffnerinnen in dunkelblauen Uniformen und mit roter Haube vor jeder Tür des Schnellzugs, um die Fahrgäste zu empfangen. Eine ältere Dame drückt sich an ihr vorbei in den schmalen Gang. Noch 1795 Kilometer bis Moskau.

Dann kehrt Ruhe ein. Der Strizh ruckelt über die Oder-Brücke. Die meisten Zuggäste haben sich in den Abteilen eingerichtet, fast alle tragen bequeme Jogginghosen und die blauen Einwegpantoffeln. Noch weniger Gelegenheit für ein Gespräch. Eine ältere Frau mit goldener Dauerwelle, die aus dem Fenster den Lichtern der vielbefahrenen polnischen Landstraßen hinterherblickt, lächelt nur entschuldigend, sie versteht kein Wort. 21.30 Uhr.

Irgendwann kommt Igor auf den Gang. Ein freundlicher Mann Mitte 50, der sein Abteil mit drei Weißrussinnen teilt und der ungewollten Intimität entfliehen will. Igor freut sich, auf Deutsch angesprochen zu werden. Er lebt seit zwei Jahren in Berlin und hat kaum Kontakt zu Nichtrussen. Regelmäßig fährt er mit dem Strizh, weil er eine kleine Firma in Moskau hat und das Fliegen nicht mag. Doch seit Aeroflot mit Ticketpreisen von 130 Euro locke, seien außer ihm meist nur Rentner und Eltern mit Neugeborenen im Zug. Deutsche seien selten dabei, schon weil sie ein zusätzliches Transivitium für Weißrussland benötigten. Und die Fahrt, sagt er beinahe drohend, sei lang.

Kurz hinter Rzepin (Reppen) kommt der Hunger. Die Schaffnerin sitzt in ihrem Abteil vor einer dampfenden Tupperdose, im Bordbistro lehnen der Zugchef, ein Techniker und ein Küchenjunge an der Bar und wippen im gleichmäßigen Takt des Schaukels. Gäste sind nicht zu sehen. Im Restaurant-Wagen ist immerhin ein Tisch reserviert. Die Kellnerin ist sofort zur Stelle und lächelt verschmitzt. Fremdsprachen spricht auch sie leider nicht.

Die Wahl fällt auf Kartoffelpuffer mit Sauerrahm. Das günstige Baltika-Bier ist aus, dafür gibt es Münchner Spaten, kalt serviert in 0,5-Liter-Dose mit großem Glaskrug. Die Kellnerin bleibt ungeduldig stehen, also wird auch noch ein Hauptgang bestellt. Er lässt sich im kyrillischen Text als „Kotleta“ entziffern und firmiert in der englischen Übersetzung als Kalbsfrikadelle mit Pilzsoße. Die Bedienung nennt ihn „Schnitzel“ und nickt, als wolle sie die Entscheidung guthießen. Die Speisekarte hätte auch noch gebackene Dorade

mit Babykartoffeln und Tomaten oder Garnelenspieße vom Grill hergegeben, serviert mit Thai- oder mediterraner Sauce. Doch das Fleischgericht, die bodenständige Wahl, scheint angemessener.

Der Hauptgang erweist sich als eine Art Hähnchen-Cordon-Bleu, nur ohne Schinken. Statt der Pilzsoße wird ein Dip serviert, der nach Sojasoße und Sesam schmeckt. Wahrscheinlich hat die Küche einfach die Thai-Soße der Garnelenspieße genommen. Draußen rasen hell erleuchtete polnische Bahnhöfe an den Fenstern vorbei, der Lichtschein zahlreicher Gewerbegebiete zeugt vom polnischen Wirtschaftswunder. Der Zug fährt 127 Kilometer pro Stunde, das Bier schwappt im Takt des Ruckelns. Wer auch immer den Tisch reserviert hat, er kommt nicht. Nur der Bordtechniker in einer Jacke des spanischen Zugherstellers läuft mehrmals vorbei, um irgendwelche Luken zu öffnen und hineinzuhorchen.

Igor hatte schon vorher auf dem Gang die technischen Raffinessen des Strizh beschrieben. Der „Schnellzug“ fährt zwar nicht schneller als andere, aber er kann seine Spurweite automatisch anpassen. Russland, schon immer auf der Hut vor westlichen Aggressoren, hat sein Eisenbahnsystem mit breiteren Gleisen gebaut, damit der Feind bei einer Invasion nicht die Schienen verwenden kann. Spanien tat das Gleiche. Deshalb hat dort die Firma Talgo Züge mit anpassbaren Spurweiten entwickelt. Der Strizh spart damit gut zwei Stunden, die es früher an der Grenze dauerte, um die Waggons aufzubocken und die Achsen zu tauschen.

Auf dem Rückweg ins Abteil, irgendwo hinter Posen, sind die Knie etwas weich vom Spaten-Bier, aber im ruckelnden Zug lassen sich Ausfallschritte leicht verbergen. Im Abteil wirkt es plötzlich wie eine angenehme Fügung, dass in der Nacht keine schmarhenden Bettnachbarn drohen. Die Liege ist bequem und frisch bezogen, das leise, dumpfe Wummern des Zugs wiegt einen langsam in den Schlaf. Auf den fünf Kanälen des Unterhaltungsprogramms gibt es nur Lesungen und Diskussionsrunden in russischer Sprache. Über das W-Lan-Netz werden ein paar Filme angeboten. An erster Stelle steht eine amerikanische Produktion: Oliver Stones „Die Putin-Interviews“.

Um 5.40 Uhr schallt eine Durchsage durch die Lautsprecheranlage, kurz darauf klopft die Schaffnerin. „Granjiza“, ruft sie mit strenger Miene. Draußen ein polnischer Rangierbahnhof, auf dem unzählige Container mit chinesischen Schriftzeichen auf ihre Verladung warten. Noch 1107 Kilometer bis Moskau. Der Weg dorthin ist auch die Verbindung zur Transsibirischen Eisenbahn, deren Abzweigungen bis Peking und weiter führen.

Eine durchtrainierte Frau in sportlicher Uniform kommt ins Abteil und zieht den Reisepass durch ein Gerät, das sie am Handgelenk trägt. Die Prozedur dauert keine 30 Sekunden, dann sind alle Formalien an der EU-Außengrenze erledigt. Im Schritttempo geht es auf einer Stahlbrücke über den Grenzfluss Bug.



Am Fenster: Bahnhof in Smolensk

Das Erste, was man von Weißrussland zu sehen bekommt, ist der hölzerne Wachturm am Rand einer Kaserne, der in seiner schlichten Bauart Erinnerungen an düstere Zeiten weckt. Darunter gehen Rekruten in sowjetisch anmutenden Uniformen zwischen alten Dienstgebäuden spazieren, die penibel instand gehalten sind. Die Zäune, so wirkt es, sind oft gestrichen worden.

Dann hält der Zug, und der erste Offizielle tritt ins Abteil. Schwarze Schuhe, graugrüne, gerade geschnittene Uniformhose mit tadelloser Bügelfalte. Darüber trägt er eine ebenso graugrüne Blousonjacke und eine riesige Schirmmütze. Noch schlaftrunken wird artig der Reisepass vorgezeigt. Die Füße schnell in die Staatsbahnantoffeln, um bloß nicht unangenehm aufzufallen beim ersten Kontakt mit der fremden Staatsmacht.



Am Bahnsteig: Halt in Orscha



Im Gang: Schaffnerin mit Haltung

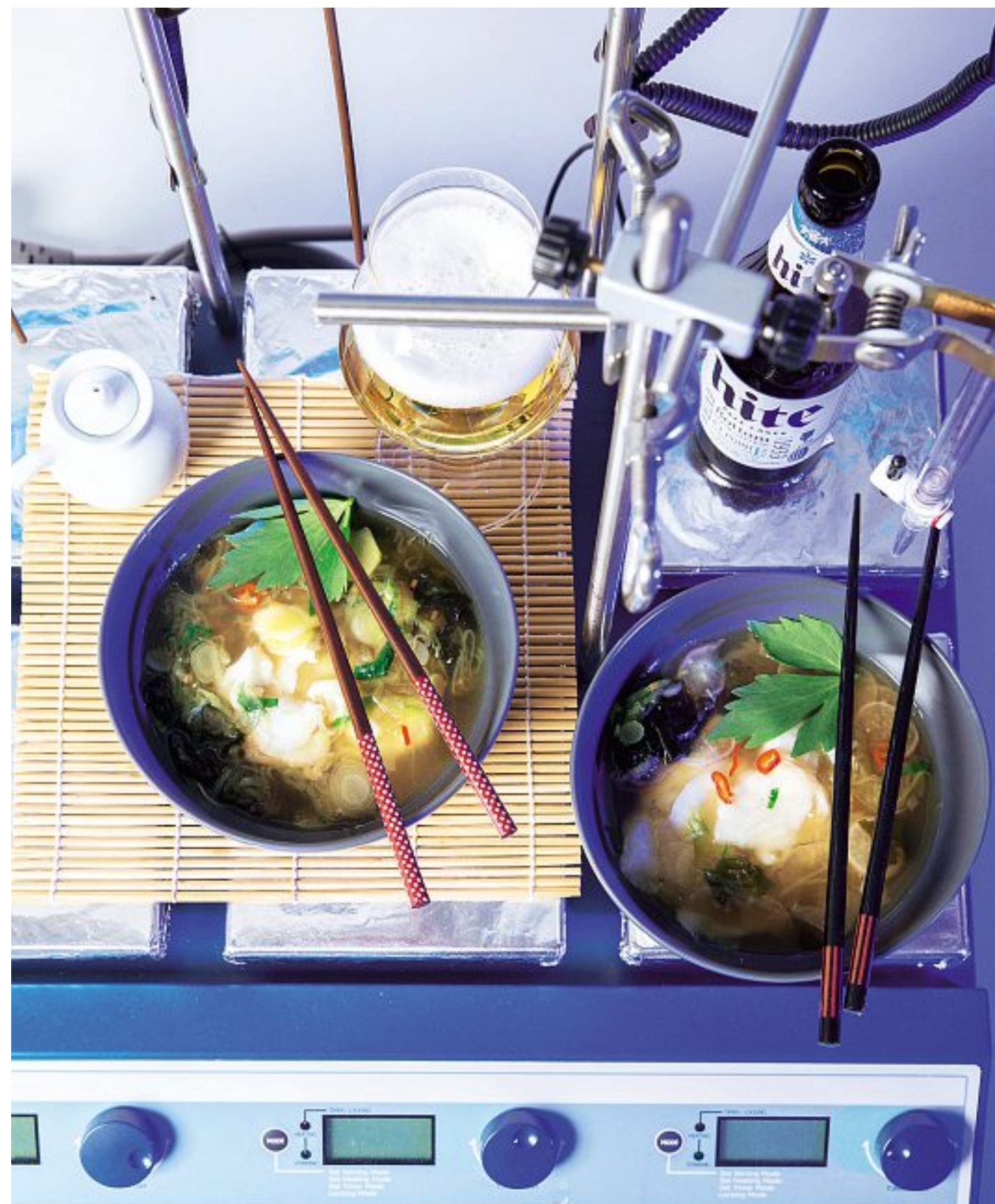
Der Grenzer blättert mit kräftigen Fingern den Pass durch, Seite für Seite, dann findet er, was er sucht. „Transit Moskau“, sagt er mit tiefer Stimme, aber tatsächlich auf Deutsch, um das Geschriebene noch einmal amtlich festzustellen. Ein zweiter Offizieller leuchtet in alle Zwischenräume, um nach blinden Passagieren zu suchen. Eine Weile noch, dann geht es weiter. Schnell wiegt einen das Schaukeln wieder in den Schlaf.

Zum Frühstück im Speisewagen ist der Tisch in der Ecke immer noch reserviert. Niemand zu sehen. Die Kellnerin serviert Kaffee und Blini, russische Pfannkuchen, und lächelt verlegen. Der Honig für die Blini ist leider aus, die Marmelade ebenfalls. An den Fenstern ziehen weißrussische Dörfer vorbei, bunte Holzhäuser mit kleinen Gärten und alten Autos davor, die Straßen selten asphaltiert. Dazwischen schier endlose Weiten und dichte Wälder. An jedem Bahnübergang ein Häuschen mit einer Bahnwärterin darin. Es ist, als wäre das aufstrebende Polen unendlich weit entfernt. Der gleichmäßige Takt der Gleise hat sich längst als Schleier über das Bewusstsein gelegt, der einen auf angenehme Art von der Wirklichkeit trennt. Unendlich viel Zeit für sinnlose Gedanken. Die Romantik des Bahnfahrens, das ist einer dieser Gedanken, hängt eben nicht vom Nostalgiefaktor der Züge ab – sondern von der Langsamkeit des Reisens.

Mittags, kurz vor der russischen Grenze in Orscha, ein längerer Halt. Die meisten Passagiere sind in Brest und Minsk ausgestiegen, einige sind dazugekommen. Nur eine Handvoll Menschen will sich offenbar die ganze Strecke zumuten. Vor dem fein ziselierten Bahnhofsbau aus der Zarenzeit bieten Mütterchen Wurst und Gurken an. Auf den Nachbargleisen stehen Diesellokomotiven aus Sowjetzeiten, den mächtigen roten Stern an der Front. Igor sagt, dass ihn Weißrussland schwermütig mache. Die Lenin-Plaketten an den Gebäuden, der Rost, die Kleidung der Leute – wie in Russland vor Jahrzehnten.

Nachmittags ein weiterer Besuch im Bordrestaurant. Diesmal sitzt eine Frau an einem der Tische. Sie steht sofort auf, als wolle sie nur allein in dem Waggon sein. Draußen hängen graue Wolken tief über der morastigen Landschaft, in der nur selten ein Zeichen menschlicher Zivilisation zu sehen ist. Die russische Grenze und die Stadt Smolensk liegen längst hinter uns, aber bis Moskau sind es noch 409 Kilometer durch dichte, sumpfige Wälder. Irgendwo in diesem Niemandsland, in dem einem bewusst wird, wie viel undurchdringliches Dickicht die russische Lebenswelt doch vom Westen trennt, ist dann allerdings auch der letzte Gedanke über die Romantik des entschleunigten Reisens zu Ende gedacht, und es wird in aller Nüchternheit klar, dass 22 Stunden eine verdammt lange Zeit sind.

Doch auch sie gehen vorbei. Irgendwann machen sich plötzlich Betriebsamkeit und Hektik breit. Am Horizont erscheinen die ersten Lichter hinter dem Wald. Der Strizh nähert sich langsam dem Ziel seiner Fahrt.



Südkorea
Hite Pale Lager
Koreanisch angehauchtes Fischsuppen
(Für vier Personen)

2 – 3 EL Misopaste
 750 ml Wasser
 alternativ 2 – 3 EL Bio-Misobrühe (instant)
 auf ebenfalls 750 ml Wasser
 1 Stange Lauch mit Grün
 in sehr feine Ringe geschnitten
 5 Radieschen
 mit einem Gemüsehobel in
 sehr feine Scheiben gehobelt
 5 Radieschenblätter
 in feine Streifen geschnitten
 1 Knoblauchzehe
 in feine Scheiben geschnitten
 10 dünne Scheiben frischen Ingwers
 1 Handvoll Meeressalat (Algen)
 400 g Fischfilet
 Chili
 Zitronengras
 in feine Ringe geschnitten
 etwas Abrieb einer Zitrone
 Salz
 4 Liebstöckelblätter

Misobrühe erwärmen. Ingwer, Knoblauch, Zitronengras und Chili zufügen, den Lauch und den Meeressalat darin 20 Minuten gar ziehen. Erst gegen Ende der Garzeit Radieschen und Radieschenblätter zufügen. Eventuell mit Salz abschmecken und etwas Zitrusabrieb dazugeben. Fischfilet in dünne Scheiben schneiden, in Schälchen geben und mit der heißen Suppe bedecken. Die Hitze reicht aus, um den Fisch gar zu ziehen, ohne dass er trocken wird. Mit einem Liebstöckelblättchen garnieren.



Mexiko
IPA und Amber Ale
von Cerveza Día de los Muertos
Mexikanische Eier

100 ml Olivenöl
 100 g Zwiebel, fein gewürfelt
 2 Knoblauchzehen, fein gewürfelt
 250 g Tomaten (frisch oder Dose)
 250 g schwarze Kidney-Bohnen
 (vorgekocht oder Dose)
 ½ – 1 EL Mole (mexikanische
 Gewürzmischung)
 ca. 80 – 100 g Mais (frisch oder Glas)
 2 EL Eichenchips
 1 roter Chili, in feine Ringe geschnitten
 1 EL Blütengewürz für die floralen Noten
 Salz
 4 Eier
 knuspriger Mais (Fachhandel)
 Kala Namak (Schwefelsalz)

Olivenöl in einem Topf erhitzen und die Zwiebel darin anschwitzen, dann den Knoblauch hinzufügen. Die Mole-Gewürzmischung kurz unterrühren. Tomaten, Bohnen und Mais hinzufügen. Die Eichenchips in einen Teebeutel geben und bei offenem Topf etwa 40 Minuten leicht sieden lassen. Zur Hälfte der Kochzeit Chiliringe dazugeben. Die Eichenchips entfernen, die Zubereitung sollte jetzt eine gute Bindung haben. Mit dem Blütengewürz und Salz abschmecken und in vorgewärmte feuerfeste Portionsförmchen geben. Je ein Ei darüber schlagen, das Eigelb mit Knuspermais und Kala Namak bestreuen und das Ei im Ofen mit der Grillfunktion stocken lassen. Dabei darf das Eigelb cremig bleiben.



DIE VORRUNDE VERSPEISEN

Südkorea? Mexiko? Schweden? Tolle Länder, gute Fußball-Mannschaften. Aber nur im Essen – und Trinken – sind unsere Gegner unschlagbar.

Von Uwe Ebbinghaus, Fotos Frank Röth

Wo immer man die Geschichte des Fußballs beginnen lässt, ob im vorchristlichen China oder im England des 19. Jahrhunderts – Bier gehörte immer dazu. Allein, weil es bis in die Neuzeit hinein ein Grundnahrungsmittel war, das, auf kochendem Wasser beruhend, eine größere Sicherheit vermittelte als alle unbehandelten Getränke, auch nach dem Sport. Die ersten vergorenen Getreidesäfte waren naturgemäß echtes Craft-Bier, ein handgemachtes Produkt, bei dem individuell ausgesuchte Zutaten zu einem möglichst haltbaren und wohl-schmeckenden Getränk verbunden wurden, wobei die serielle Produktion beim Getreidesaft schon immer einen besonderen Reiz ausübte.

Die industrielle Fertigung von Malz sowie die zunehmende Standardisierung der Rohstoffe Wasser, Hopfen und Hefe

galten dabei aber nur so lange als Fortschritt, bis das Bier der immer effizienter arbeitenden Großbrauereien merklich an Geschmack verlor. Das Endstadium dieser Entwicklung wird oft als „Fernseh Bier“ bezeichnet, wobei man diesen Begriff in erster Linie mit Biermarken in Verbindung bringt, die im Rahmen großer Sportwettkämpfe für sich werben. Diese Biere, das lässt sich an einem Langzeitvergleich ihrer Bitterwerte ablesen, haben ihren hopfigen Charakter meist an einen vermeintlich mehrheitsfähigen nichtssagenden Mainstream-Geschmack abgegeben, wobei noch zu erforschen wäre, was zuerst da war: das dünn gewordene Bier – oder die fixe Idee, zu Großereignissen wie internationalen Fußballturnieren passe nur ein charakterloses Getränk.

Es war wohl kein Zufall, dass sich der Widerstand gegen das Fernseh Bier Ende der siebziger Jahre ausgerechnet in den

Vereinigten Staaten formierte, in denen nur noch eine Handvoll Großbrauereien übrig geblieben waren, die alle dieselbe geschmacksarme Plörre produzierten.

Die unterhopften Amerikaner wussten sich zu wehren. Sie begannen, ihr Bier in heimischen Kellern und Garagen selbst zu brauen. Die sogenannten Microbreweries entstanden, es wurden Hunderte, es wurden Tausende, der Begriff Craft-Beer kam auf, schwappte nach Europa über und scheuchte dort zuletzt auch die satt gewordenen und zugleich mit rückläufigem Bierkonsum kämpfenden deutschen Großbrauereien auf. Heute zählen die Vereinigten Staaten 6000 Brauereien, wenn diese auch zum Teil nur sehr klein sind. Der Hopfengeschmack ist in potenziertem Form zurückgekehrt.

Nur rund um den Fußball stagniert diese Entwicklung. Selbst passionierte Craft-Bier-Trinker sagen, dass in der emotiona-

lisierten Menschenmenge eines Stadions auch für sie nur ein unauffälliges, leichtes Lagerbier in Frage komme, eines, bei dem sie nicht über das Aroma oder die Menge des bereits Konsumierten nachdenken müssten.

Meist wird Fußball noch immer zu Hause am Fernseher verfolgt, unweit der heimischen Küche – eine im Grunde perfekte Ausgangssituation für den Genuss von Craft-Bier. Und da eine Weltmeisterschaft nicht nur dazu da ist, der eigenen Mannschaft die Daumen zu drücken, sondern auch die Eigenheiten der übrigen Teilnehmer kennenzulernen, wollen wir die WM zum Anlass nehmen, einige typische (Craft-)Biere der deutschen Vorrundengegner zu kosten und sie mit passenden Gerichten zu kombinieren, die leicht nachzukochen sind. Eine solche Versuchsanordnung dürfen wir natürlich nicht einem Laien überlassen. Daher haben wir

das „Foodpairing“, die Kombination von Bier und Essen, dem Mainzer Physik-Professor Thomas A. Vilgis übergeben, der am Max-Planck-Institut für Polymerforschung eine Arbeitsgruppe zum Thema Food-Physik leitet. Vilgis, Mitherausgeber des renommierten „Journal Culinaire“, hat vor kurzem ein Kochbuch über „Beerpairing“ veröffentlicht, in dem er ein passantes Aromalücke beim Gerstensaft aufdeckte und das verbreitete Vorurteil widerlegte, Weizenbier rieche nach Gewürznelke.

Bestens präpariert mit geheimen Würz-mischungen und schamanenhaften Zutaten wie einem getrockneten Ziegenherzen und Chili anreichert. „Die Schärfe des Chili“, erklärt er, „gepaart mit der leichten Adstringenz des Holzes reizen den Trigemini, den Drillingsnerv, auf zweierlei Art und gehen mit den Bitternoten des Ales eine wunderbare Synergie ein.“ Stimmt.

würzte Tacos herunterspülen mag, haben wir uns für eine andere mexikanische Sorte entschieden, die den schönen Namen „Cerveza Día de los Muertos“ trägt. Das recht dunkle India Pale Ale und das Amber Ale der Brauerei schmecken auf interessante Weise schwer, röst-malzig, mit anhaltender Bittere. Beide Biere schreien geradezu nach einem passenden mexikanischen Essen.

Thomas Vilgis, der sich in der bescheidenen Mainzer Instituts-Küche als versierter Koch mit starken Nerven und Improvisationstalent erweist, hat sich für Mexikanische Eier entschieden, wobei er die Tomaten-Bohnen-Sauce mit Eichenchips und Chili anreichert. „Die Schärfe des Chili“, erklärt er, „gepaart mit der leichten Adstringenz des Holzes reizen den Trigemini, den Drillingsnerv, auf zweierlei Art und gehen mit den Bitternoten des Ales eine wunderbare Synergie ein.“ Stimmt.



Schweden
Konrad's Stout von Lervig
Köttbullar mit Bier-Kartoffelpüree

- 500 g Hackfleisch
- 2 EL Paniermehl (Mais)
- 1 EL Süßholz
- 1 TL Salz
- 2 TL schwarze Pfeffermischung
- 100 ml Öl zum Braten
- Eichenchips zum Räuchern
- 400 g Kartoffeln
- 100 ml Sahne
- Salz
- 50 – 100 ml Konrad's Stout von Lervig
- ein getrockneter Handkäs'
- ein Stück getrocknetes Ziegenherz
- 200 ml Glas Kalbsfond
- (eigene Herstellung)
- 20 ml Glas Schweinsfußfond
- (eigene Herstellung)

Die beiden Fonds in einem Saucenpfopf zusammenkippen und unter kleiner Flamme reduzieren, bis eine leicht gebundene Sauce entsteht (dabei hilft die Gelatine aus dem Schweinsfußfond). Hack, Maispaniermehl, Süßholz, Salz und Pfeffermischung mit den Händen kneten, bis eine gute Bindung entsteht, und daraus Bällchen formen. Die Bällchen in dem heißen Öl anbraten, dabei immer wieder mit dem Fett übergießen. Eichenchips in einen schweren Topf geben und die Bällchen abseits davon in den Topf geben. Die Eichenchips mit einer Lötlampe anzünden, bis sie brennen, und dann den Topf sofort bedecken, sodass die Bällchen räuchern (ca. 10 – 15 Minuten). Die Kartoffeln weich kochen, schälen und mit Salz, Sahne und Bier zu einem „Stampf“ zerdücken, warm halten. Getrockneten Handkäs' und Ziegenherz raspeln. Püree als zwei „Kommas“ auf Tellern ausstreichen und mit getrocknetem Handkäs' und getrockneter Leber bestreuen. Die Bällchen aus dem Rauch nehmen und dazwischen platzieren. Die „umamidicke“ Fondreduktion angießen. Im Idealfall benötigt sie keine weitere Würzung.

Mit Maisknusper, den er auf die Eier träufelt, und der Mole-Gewürzmischung, die Kakao enthält, unterstützt er die röstmalzigen Noten des Biers, wie er sagt, während seine Blüten-Gewürzmischung die floral-harzig-zitrusartigen Noten der Hopfen hervorhebt. „Das alles zusammen schafft kaum ein Wein“, sagt Vilgis.

Je nachdem, welches der beiden „Muertos“-Biere man dazu probiert, entstehen Geschmacksverlagerungen, die alle Mundregionen ausreizen. Es dürfte ein hartes Spiel werden gegen Mexiko.

Dann Südkorea. Es gestaltete sich schwierig, ein Craft-Bier aus dem Land zu bekommen. Die Lücke musste man als Herausforderung betrachten. Sehenden Auges entschieden wir uns für das farblose Industrie-Lager der Marke Hite, um der Frage nachzugehen, was ein typisches Stadion-Bier zu leisten imstande ist, wenn man es mit dem richtigen Essen kombiniert. Thomas Vilgis musste seine ganze Kunst aufbieten, ehe er das Ergebnis diplomatisch wie folgt interpretieren konnte: „Der unkomplizierte und leichte Durstlöcher passt sich quasi allem an und lässt der Fischsuppe ihren Raum. Der Liebstockel fügt wenigstens einen kleinen Teil der Bitternoten bei, die dem Bier fehlen.“ Wer einmal ausprobiert hat, wie sang- und klanglos selbst herausragende Biere als Begleiter zur Suppe untergehen, kann bei diesem Rezept erfahren, welche Wunder ein gutes Foodpairing bewirkt. Deutschland muss gegen Südkorea auf der Hut sein.

Schließlich: Schweden. Spricht man mit Kennern über schwedisches Craft-Bier, fällt schnell der Name Konrad's Stout. Das tiefschwarze, zehnpromzentige Bier der Brauerei Lervig wird mit seinem hohen Haferanteil und der appetitlichen Schaumkrone in Bierbewertungsforen mit Höchstnoten bedacht. „Das Bier ist der Hammer“, sagt Thomas Vilgis und zieht den Schluss:

„Malz, Röstaromen und Dichte erfordern starke Partner.“ Vilgis favorisiert dabei als Hauptgewürz überraschend Süßholz, das mit seinen Anklängen an, wie er sagt, gerösteten Reis, Kaffee, Karamell, gebrannte Nüsse und Brotkruste nicht nur die schwedischen Fleischklößchen aufwertet, sondern auch mit den bitter-süßen Röstmalzen des Biers harmoniert, während die Hopfensorten Saazer, Simcoe und Perle harzige Gerüche liefern. Um die süßlichen Komponenten des Süßholzes noch zu erweitern, beschließt Vilgis, die Bällchen süßlich-würzig nachzuräuchern. Abgerundet wird der Teller durch die köstlich konzentrierte Sauce und das raffiniert mit Handkäs' und getrockneten Innereien verfeinerte Kartoffelpüree.

Und noch eines bewirkt dieses Beerpairing. Mit einem Mal wird einem klar: Auch wenn die Schweden so sonderbare Gerichte wie Surströmming essen – man sollte ihr Potential niemals unterschätzen.

Die Spiele können beginnen, das Fernsehspiel-Pairing steht.



Food-Fachmann: Thomas A. Vilgis leitet am Max-Planck-Institut für Polymerforschung in Mainz eine Arbeitsgruppe zur analytischen Theorie weicher Materie und forscht zu physikalischen Aspekten des Essens. Vilgis ist Mitherausgeber des „Journal Culinnaire“ und hat vor kurzem ein Kochbuch über „Beerpairing“ veröffentlicht.

Hier zu sehen ist Neu-Watutinki, eine weiter wachsende Hochhausiedlung ganz nah am Mannschaftsquartier. Deutschlands Fußballstars könnten sich ansehen, wie die Menschen in Moskauer Vororten leben.



Vielleicht wird diese Lücke im Holzzaun direkt hinter der Unterkunft der deutschen Mannschaft bis zum Beginn der WM noch geschlossen. Das wäre schade, denn sie würde es den Spielern ermöglichen, in einen russischen Sommerwald zu gelangen.

Grüße aus



Watutinki liegt vor Moskau. Nun ist der Ort das WM-Quartier der deutschen Mannschaft.

Von Friedrich Schmidt

Dieses Geschütz in dem Ort Watutinki, der rund 10.000 Einwohner hat, schmückt den Park zum 70. Jubiläum des Sieges im Zweiten Weltkrieg. Nebenbei erinnert eine Bildergalerie an Stalin und seine Feldherren sowie Einsätze von Soldaten aus Watutinki in Afghanistan, Tschernobyl und Tschetschenien.



Dieses Aquarium steht vor dem Restaurant im alten Trakt des Hotels, in dem die deutsche Mannschaft absteigt. Ein Schild daneben zeigt bunte Zierfische als Bewohner. Die wahren Bewohner sehen allerdings eher wie Piranhas aus.



Gegenüber vom Hotel der deutschen Fußballspieler liegt eine Holzkirche mit Pilgerunterkunft. Ideal, um vor den Spielen noch einmal in sich zu gehen. Und danach ein Selfie mit diesem lachsbewehrten Russlandbären zu machen.

Das ist das Hotel Watutinki, Betonung auf U. Es liegt 16 Kilometer südwestlich des Autobahnringes um Moskau, ist in Staatsbesitz und versteht sich als „Oase der Ruhe, der Schönheit und des Komforts“.



Während der Weltmeisterschaft wohnt die deutsche Nationalmannschaft auf dem Gelände des Hotels, und zwar in diesem neuen Trakt mit schöner Holzvertäfelung direkt am Flüsschen Desna. Gegenüber betreiben die Anwohner winters Skilanglauf.

„Alle haben mich geliebt“

Carlos Kaiser wollte ein Fußballstar sein – aber nicht Fußball spielen. Dem Stürmer fehlte das Talent. Trotzdem war er über Jahre bei den größten Vereinen Brasiliens unter Vertrag. Gespräch mit einem Hochstapler.



Herr Kaiser, in den siebziger und achtziger Jahren waren Sie bei einigen der besten Fußballklubs Brasiliens unter Vertrag, darunter Flamengo, Botafogo, Vasco, Fluminense. Auf welcher Position haben Sie gespielt?
Ich war Mittelstürmer.

Wie viele Tore haben Sie geschossen?
Ich denke, so zehn. 15 vielleicht. So genau erinnere ich mich aber nicht, das war mir nie wichtig.

Wie viele Spiele haben Sie in den gut 20 Jahren gemacht? Komplet? Kein einziges. Ich hatte überhaupt keinen Bock, Fußball zu spielen.

Trotzdem wollten Sie Fußballstar sein?
Neben dem Feld, ja! Aber nicht auf dem Feld. Ich bin vor dem Spiel geflohen, ich habe mich versteckt. Statt des leeren Raums habe ich den Manndecker gesucht.

Ihr eigentlicher Name ist Carlos Henrique Raposo, bekannt wurden Sie aber als „Kaiser“. Über den Ursprung des Spitznamens gibt es unterschiedliche Geschichten. Welche ist Ihre?
Die wahre! Ich war zehn, als ich mit dem Fußball angefangen habe, in der „Kategorie Milchzahn“ bei Botafogo. Da fanden sie, ich spiele wie Beckenbauer. Daher der Name. Ich war nicht schlecht am Ball. Ich hatte nur keine Lust zu spielen.

Warum nicht?
Meine Stiefmutter verkaufte meinen Pass an einen Spielerberater, mit einer riesigen Ausstiegssumme und miesen Vertragsbedingungen. Ich hatte überhaupt keinen Anreiz zu spielen.

Anderer sagen, dass Ihr Spitzname eher etwas mit der Biermarke „Kaiser“... Aber ich trinke doch gar keinen Alkohol! Ich habe nie getrunken.

Es heißt, die bauchigen Bierflaschen von „Kaiser“ damals hatten eine gewisse Ähnlichkeit mit Ihnen. Sie müssen sich doch nur alte Fotos von mir anschauen. Ich war nie dick.

Ehemalige Mitspieler bescheinigen Ihnen jedenfalls kein allzu großes Talent am Ball. Renato Gaúcho nennt Sie den „größten Fußballer, der nie gespielt hat“. Wie haben Sie es geschafft, sich so viele Jahre als Profi durchzumogeln?
Ich habe immer alle mit Respekt behandelt. Die größten Fußballstars meiner Generation waren meine Freunde, die Vereinspräsidenten auch. Und ich hatte die Presse auf meiner Seite. Alle haben mich geliebt.

Damals gab es kein Google und keine Spielstatistiken, die einfach abgerufen werden konnten. Merkten die Vereine aber nicht spätestens beim Training, dass sie keinen Fußballgott verpflichtet hatten?
Ich habe ordentlich trainiert. Körperlich war ich sehr fit. Sobald es aber ans Spielen ging, hab' ich mir etwas einfallen lassen.

Was denn?
Ich habe am Ball vorbei geschlagen und hatte dann Schmerzen im hinteren Oberschenkel. Damals gab es ja noch keine Kernspintomographie, mit der Muskelverletzungen erkannt werden. Also stand mein Wort gegen das Wort des Arztes.

Stimmt es, dass der Klub Vasco da Gama aus Verzweiflung über Ihre wochenlangen Verletzungen einen Wunderheiler engagierte?

Das war Pai Santana, der berühmte Masseur und Heiler von Vasco. Ich hab' ihm gesagt: Nimm einfach dein Geld und vergiss es. Mir geht's gut.

Der Fitnesstrainer Ronaldo Torres hat erzählt, wie er Sie damals in der Kabine von Botafogo enttarnte: Er fand heraus, dass das überdimensionierte Mobiltelefon, über das Sie angeblich mit europäischen Klubs verhandelten, ein Spielzeug war. Ich wollte damit meinen Marktwert steigern. Damit sie entweder mein Gehalt erhöhten oder mich schnell weiterverkauften.

Der britische Regisseur Louis Myles hat nun eine Dokumentation über Ihre Karriere gedreht: „Kaiser! The Greatest Footballer Never to Play Football“. Er hat mit Ronaldo Torres und vielen weiteren Weggefährten gesprochen, darunter die Weltmeister Bebeto und Ricardo Rocha. Keiner verliert ein schlechtes Wort über Sie. Wie haben Sie es geschafft, die echten Stars auf Ihre Seite zu ziehen?
Ich kenne Sie nicht, nur jetzt vom Telefon, aber wenn Sie mich hier in Brasilien brauchen, dann bin ich zur Stelle! Genauso habe ich den Spielern geholfen, wo ich konnte. Viele von ihnen kamen ja aus einfachen Verhältnissen, so wie ich auch. Alle Welt versuchte, sie auszunehmen. Aber nicht ich. Ich habe nie etwas für Geld getan, sondern für Zuwendung, Aufmerksamkeit und Freundschaft.



Wie haben Sie die Spieler unterstützt?
Als einer betrunken und viel zu schnell mit dem Auto gefahren ist, habe ich das auf mich genommen und gesagt: Ich wa's. Ich habe sie vor Problemen beschützt.

Sie hatten auch einen Ruf als „König der Nacht“. Wenn mich die Jungs darum baten, habe ich Feste organisiert. Ich kannte schließlich viele Leute, Nachtclub-Besitzer und so.

Auch Frauen?
Wenn die Mannschaft vor einem Spiel ins Hotel musste, dann bin ich schon vorher hin – und habe zwei Stockwerke weiter unten ungefähr 15 Frauen untergebracht. Dann mussten die Jungs das Hotel nachts gar nicht verlassen, sondern nur die Treppen runter.

Sie gaben den Zubehälter der Mannschaft?
Nein, mit Prostituierten musste ich mich nie einlassen. Ich kannte viele, viele Frauen. Ich hatte Affären mit Prominenten, mit Schauspielerinnen. Ich halte mich nicht für hässlich, aber die Tatsache, ein Fußballspieler zu sein, zieht das weibliche Geschlecht schon besonders an.

Sie sahen früher Ihrem Mannschaftskollegen Renato Gaúcho sehr ähnlich. Der war in den Achtzigern und Neunzigern einer der größten Stars in Brasilien. Es heißt, Sie hätten sich als er ausgegeben, um in die besten Nachtclubs der Stadt zu kommen. Und Sie hätten in seinem Namen Autogramme verteilt, um Frauen abzuschleppen. War er deswegen nicht sauer auf Sie?
Er hat das seiner Frau erzählt, dass ich mit den Mädels unterwegs war, dabei war er das selbst.

Sie haben also nie vorgegeben, Renato Gaúcho zu sein?
Folgendes ist passiert: Wir waren zusammen in Búzios, und da hat uns der Chef eines neuen Nachtclubs zur Einweihung eingeladen. Wir waren in Renatos Haus. Um 1.30 Uhr morgens habe ich ihn dann gefragt: Gehst du hin? Er sagte: Nein. Und als ich dort ankam, sagte der Türsteher zu mir: Hey Renato, alles klar? Ich habe nichts gesagt, bin rein und habe mich an einen Tisch gesetzt. Dann hat sich Renato um drei Uhr doch noch aufgerafft. Als er ankam, durfte er aber nicht rein. Renato ist doch schon da, sagte ihm der Türsteher.

Und er war nicht sauer auf Sie?
Nein, er ist mein bester Freund, mein Vater, mein Bruder. Ich habe nie etwas getan, das ihn in schlechtem Licht erscheinen ließ.

Als Sie beim Bangu AC einen Vertrag bekamen, war dort Castor de Andrade Präsident, der das illegale Glücksspiel in Rio de Janeiro kontrollierte und einer der gefährlichsten Mafiosi der Stadt war. Hatten Sie keine Angst vor ihm?
Nein, nein. Bei Botafogo war's ähnlich, da war Emil Pinheiro Präsident, auch ein Glücksspiel-Boss.

Wie konnten Sie diese Typen für sich gewinnen?
Ich habe Doktor Emil Frauen vorgestellt. Also wollte er



nicht, dass ich Botafogo wieder verlasse. Und bei Bangu habe ich den Musikern im Stadion Coxinhas, Hähnchenkroketten, gekauft, damit sie bei den Spielen immer meinen Namen riefen und mich anfeuert.

Bei einem Spiel um die Meisterschaft von Rio soll Castor de Andrade dann persönlich Ihre Einweihung angeordnet haben. Wie sind Sie da heil herausgekommen?
Beim Warmmachen bin ich über den Zaun gesprungen und habe mich mit den Fans angelegt. So bekam ich eine rote Karte, noch bevor ich auf dem Feld stand.

Wurde Andrade so nicht erst recht wütend?
Er kam angerannt, voll Wut. Aber ich hab' ihm gesagt: Gott hat jedem einen Vater gegeben, Sie aber sind ein zweiter Vater für mich. Ich sagte ihm, dass die Fans hinter der Absperrung ihn als Mafioso und dies und jenes beschimpft hätten, und dass ich deshalb ausgerastet und auf sie losgegangen sei. Da ließ er meinen Vertrag um sechs Monate verlängern und dazu mein Gehalt verdoppeln.

Gab es auch mal einen Klub, bei dem Sie mit Ihrer Unverfrorenheit scheiterten?
Als ich zum Probetraining bei Palmeiras São Paulo war, wurde ich von den Fans bedroht. Ein Spieler namens Rocha hatte mich dorthin mitgenommen, der ist inzwischen schon gestorben. Aber die Ultras von Palmeiras, das sind fanatische Jungs, die glaubten nicht, dass ich etwas reißen würde. Abends im Hotel haben sie mir gedroht. Am nächsten Tag habe ich deshalb einen Jugendspieler von Palmeiras dafür bezahlt, dass er mich im Probetraining verletzte. Aber gut, die Stadt São Paulo mag ich sowieso nicht.

Hatten Sie nie ein schlechtes Gewissen, so viele Menschen hinter Licht zu führen?
Nein. In Brasilien werden so viele Spieler betrogen und manipuliert, viele enden in der Misere. Da bin ich einfach gegen den Strom geschwommen.

Als eine Art Robin Hood des Fußballs? Exzellent, sehr guter Vergleich!

Falscher Neuner: Mit Spielerpässen und Fotos belegt Carlos Henrique „Kaiser“ Raposo seine unglaubliche Karriere. Manche seiner Stationen sind trotzdem umstritten. Heute, mit 55, arbeitet er als Fitnesstrainer für Frauen – so viel ist sicher.

Foto Evgeny Makarov

Wie endete Ihre Karriere?
Mit 41, da habe ich mir das Sprunggelenk gebrochen.

Also wirklich?
Ja, ich habe immer noch eine Schraube im Bein. Ich mache jetzt, was ich schon immer machen wollte: Ich bin Coach und trainiere Frauen für Bodybuilding-Wettkämpfe. Meine Verlobte hat es bei der Weltmeisterschaft 2016 unter die Top Ten geschafft: Monica Kaiser.

Stimmt es, dass Renato Gaúcho Ihnen eine Augenoperation gezahlt hat, weil Sie erblinden?
Seit 1983 unterstützt mich Renato. Und ich habe schon drei Operationen an der Netzhaut hinter mir. Jetzt versuche ich es mit einer Hornhauttransplantation. Ich sehe so gut wie gar nichts mehr.

Spieler und Verantwortliche der brasilianischen Spitzenklubs, bei denen Sie waren, haben Ihre Karriere bestätigt. Sie behaupten aber auch, im Ausland gespielt zu haben – zum Beispiel bei Independiente in Argentinien, 1984, als die Mannschaft den Welpokal gewann. Die Klubchefs dort streiten das ab. Die wollen nur nicht zugeben, dass ich da war. Das ist ihr gutes Recht.

Es gab im Kader der Welpokal-Mannschaft tatsächlich einen Carlos Enrique – nur ohne das „H“, außerdem war er Argentinier. Sind Sie sicher, dass Sie dort gespielt haben?
Ich habe nicht gespielt, ich habe keinen Ball geschossen. Aber ich war da.

Wichtig für Ihren Mythos war auch Ihre Station in Europa, beim Gazélec FC Ajaccio auf Korsika. „Bangu hat jetzt seinen König: Carlos Kaiser“, stand bei Ihrer Rückkehr nach Brasilien in einer Zeitung. In dem neuen Dokumentarfilm kommt nun der Spieler zu Wort, der Sie damals angeblich mit in die französische Liga genommen hatte. Er sagt: Das Ajaccio-Trikot, das Sie auf den Beweisfotos trugen und das Sie damals auch im brasilianischen Fernsehen präsentierten, hatte er Ihnen mitgebracht. Er sagt, Sie hätten gar nie auf Korsika gespielt.

In früheren Interviews hat er bestätigt, dass er mich mitgenommen hat. Wahrscheinlich wird er jetzt von den Korse bedroht. Korsika ist ja Territorium der französischen Mafia.

171 ist im brasilianischen Strafrechtsgesetzbuch die Nummer des Paragraphen für Betrug. Einige Ihrer ehemaligen Mitspieler haben Ihnen den Titel verliehen: „Größter 1-7-1 der Fußballgeschichte“. Wie kann ich da sicher sein, dass Sie in unserem Gespräch nichts erfunden oder ausgeschmückt haben?
Aber ich muss doch nichts erfinden! Ich bin ein einfacher, bescheidener Kerl, der sein Leben lebt. Ich biete mich nicht für Interviews an. Ich laufe niemandem hinterher, um ihm meine Geschichten zu erzählen. Die Leute kommen zu mir.

Die Fragen stellte David Klauert.



So geht es auch: Der ägyptische Liverpool-Fußballspieler Mo Salah, der den „Goldenen Schuh“ für die meisten Tore der Saison gewann, überließ dem British Museum seine Schuhe. Dort werden sie neben ägyptischen Antiken ausgestellt.



Ein Traum in Gelb: Für Pelés Trikot aus dem WM-Finale 1970 in Mexiko-Stadt wurden 140.000 Pfund bezahlt.



Sieben Richtige: Der Zettel für Torhüter Jens Lehmann im WM-Elfmeterschießen 2006 gegen Argentinien wurde für eine Million Euro versteigert.



Echte Handarbeit: Die Torwarthandschuhe von Manuel Neuer aus dem WM-Finale 2014 wurden zugunsten seiner „Kids Foundation“ auktioniert.

DER SCHWEISS IST HEISS

In England erzielen Fußballtrikots bei Auktionen gewaltige Summen. Hierzulande hält man sich lieber an Kuriosa – wie Jens Lehmanns Torwartzettel.

Von Rose-Maria Gropp

Besonders begehrt bei Fußballfans sind Trikots von Spielern aus weltbewegenden Matches, in die ihre Helden Historie geschwitzt oder geheult haben. Wie im Fall des Trikots, das sich Paul Gascoigne schniefend vor die Nase zog, nachdem England im Halbfinale der Weltmeisterschaft 1990 in Turin im Elfmeterschießen (4:3) gegen Deutschland verloren hatte. Gascoignes Leibchen mit der Nummer 19 kam in Großbritannien, dem Mutterland der Fußball-Leidenschaft, im Herbst 2004 unter den Hammer, für 24.000 Pfund, damals knapp 35.000 Euro.

Ihre Hochphase hatten Versteigerungen von Fußball-Memorabilia seit den neunziger Jahren, vor allem in England. Damals waren auch die führenden Auktionsfirmen in das Geschäft eingestiegen – harte Konkurrenz für die kleineren Spezialunternehmen für sportliche Erinnerungstücke. Wahrscheinlich ewiger Spitzenreiter der Trikot-Liga ist das gelbe Hemd mit der Nummer 10, das Pelé 1970 in Mexiko-Stadt trug, als Brasilien im WM-Endspiel 4:1 gegen Italien gewann. Der Zuschlag dafür lautete im Frühjahr 2002, wieder in London, auf 140.000 Pfund. Der Italiener Roberto Rosato hatte das Trikot nach dem Spiel mit dem brasilianischen Heros getauscht; ob Rosato der Einlieferer zur Auktion war, ist nicht bekannt. Und auch nicht, was Pelé mit Rosatos Hemd gemacht hat. Vielleicht hat er es ordentlich gewaschen und gebügelt und in den Schrank gehängt, als kleine Sentimentalität.

Kaum anzunehmen ist dem Augenschein nach, dass Pelés Trikot gewissermaßen wie bespielt so getauscht in die Auktion ging – das heißt dann „unwashed“; auch das soll es gegeben haben. Ungewaschen war wohl auch nicht jenes Hemd, das Geoffrey Hurst – 1998 hat ihn Königin Elisabeth II. zu Sir Geoffrey geadelt – bei der WM 1966 trug, als er im Finale das 3:2 gegen Deutschland schoss, jenes Phantomtore, das als „Wembley-Tor“ in die Annalen einging. Hursts Trikot kam im Jahr 2000, natürlich in London, auf 91.750 Pfund. Denn die alles entscheidende Hemden-Formel lautet „matchworn“, getragen in der Schlacht; der Rest ist guter Glaube, dass das so stimmt.

Deutsche Leibchen haben da keine vergleichbare Performance vorzuweisen. Immerhin ging 2005 das Trikot, das Karl-Heinz Rummenigge am 13. Oktober 1982 im Testspiel gegen England trug, wieder im Wembley-Stadion, für 700 Pfund weg, sogar in einer Londoner Auktion. Deutschland gewann damals 2:1, Rummenigge schoss beide Tore. Getauscht hatte er das Trikot mit Kenny Sansom, der es später zur Versteigerung gab. Was Rummenigge angeht, verdient er beim FC Bayern München nicht erst seit gestern bestimmt genug, um nicht eigene oder anderer Kollegen Leibchen verhökern zu müssen.

Überhaupt gibt es hierzulande noch andere hübsche Souvenirs vom Fußball, feinste Memorabilia, Erinnerungen an einzigartige Momente. Da ist der Zettel, den der Torhüter Jens Lehmann bei sich hatte, als es ins Elfmeterschießen im Viertelfinale der WM 2006 in Berlin gegen Argentinien ging. Torwarttrainer Andreas Köpke hatte darauf Namen und Schuss-Gewohnheiten argentinischer Spieler notiert und ihn Lehmann zugesteckt. Der hielt ausreichend, um das Viertelfinale zu gewinnen. Das „Fußballmärchen“ ging weiter – und hielt sich, auch wenn Italien (ebenfalls im Elfmeterschießen) am Ende siegte.

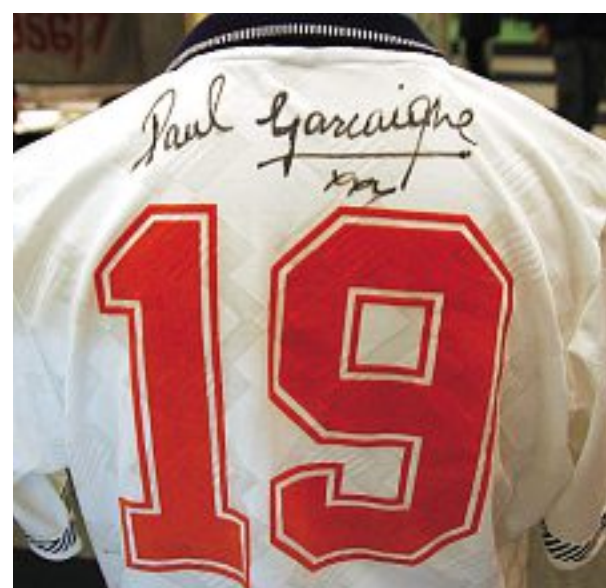
Der „Elfmeter-Zettel“ wurde im Dezember 2006 für eine Million Euro von einem deutschen Energieunternehmen ersteigert, zugunsten der Aktion „Ein Herz für

Kinder“. Er ist jetzt im Haus der Geschichte in Bonn aufbewahrt. Ebenso gingen die roten Handschuhe, in denen Manuel Neuer im WM-Finale gegen Argentinien 2014 in Brasilien das deutsche Tor erfolgreich beschützte, zur Versteigerung an seine „Kids Foundation“. Im Namen der Hilfe für benachteiligte Kinder war vor vier Jahren auch ein Paar der neongrünen Schuhe unterwegs, wie sie Mario Götze bei seinem Siegtreffer in der Verlängerung trug.

Der letzte Schrei in Sachen Fußball-Memorabilia kommt aber wieder von der Insel: Die quietschgrünen Fußballschuhe, die derzeit im British Museum – in einem Saal mit ägyptischen Antiquitäten – ausgestellt werden, riefen ziemliche Verwirrung hervor. Sie gehören dem ägyptischen Fußballspieler Mo Salah, der beim FC Liverpool unter Vertrag ist und vor kurzem als bester Torschütze der Saison mit dem „Golden Boot“ ausgezeichnet wurde. Seine Schlappen stehen neben einem Paar antiker ägyptischer Sandalen. Versteigert wurden sie nicht, und getragen sind sie auch nicht, sie sind eine milde Gabe der Ausstatterfirma an das Museum. Ob sich die Probleme um postkoloniale Erbe in Großbritannien auf diese Weise glattziehen lassen, muss dahingestellt bleiben. Der Vorschlag, die orangefarbenen Schuhe des Kroaten Ante Rebić, der gerade im deutschen Pokalfinale gegen Bayern München zwei phänomenale Tore für Eintracht Frankfurt erzielte, ins Historische Museum in Frankfurt zu stellen, ist bislang noch nicht laut geworden. Kann ja noch kommen.

Heutzutage werden Fußball-Souvenirs nicht mehr zu so enormen Preisen versteigert. Außer zu wohltätigen Zwecken, wie der blaue Pullover, den Bundestrainer Joachim Löw 2010 bei der WM in Südafrika trug. Ihn erwarb in einer Auktion zugunsten von „Ein Herz für Kinder“ ein Kaufhauskonzern für eine Million Euro. Es war das erste Mal, dass ein Erinnerungsstück an einen Trainer derart kostbar wurde; Löws Sweater ist nun im Deutschen Fußballmuseum in Dortmund zu bestaunen.

Die großen Auktionshäuser haben sich bei den Fußball-Spezialveranstaltungen inzwischen wieder ausgeklinkt. Vielleicht ist das Geschäft auch deshalb weniger lukrativ geworden, weil von den Profis im Fußball so viel Geld verdient wird. Da wäre es ziemlich peinlich, zur eigenen Bereicherung für ein altes Hemd eine fünf- oder sechsstellige Summe aufzurufen.



Tränengeränkt: Paul Gascoignes Trikot erzielte fast 35.000 Euro.

Frankfurter Allgemeine SELECTION

AUSGESUCHTES FÜR KLUGE KÖPFE

F.A.Z. Selection steht für herausragende Qualität und anspruchsvolles Design – gefertigt in deutschen Manufakturen und von renommierten Herstellern. Die Produkte werden exklusiv für F.A.Z. Leser entworfen und sind in der F.A.Z. Selection erhältlich.



Schauen Sie sich Bernds Bike in Bewegung an: www.faz.net/selection

BERNDS FALTRAD

Dieses speziell für F.A.Z.-Leser angefertigte Modell mit dem von Bernds entwickelten Riemenantrieb bietet auch auf langen Strecken höchsten Fahrkomfort. Durch den einfachen Faltsmechanismus können Sie das Rad in jedem Kofferraum oder im Zug als Gepäck kostenfrei transportieren. Thomas Bernds entwickelt und fertigt seine Falträder am schönen Bodensee. Vom Rahmen über die Gabel bis zum Antrieb stecken die Ideen, Präzision und Handarbeit in jedem gefertigten Rad. Bestellen Sie jetzt Ihr Faltrad für 2.900 Euro.





Aus einem Sneaker wird heute ein Schuh, wenn das Ganze aussieht wie ein Objekt. (Chloé)



Bevor die Industrie aus dem Kinderwagen eine Wissenschaft für sich gemacht hat, gab es in Schweden schon Emmaljunga. Damit ist man immer noch ganz gut unterwegs.



Wer Spezialist darin ist, seine Brille zu verlieren, der weiß: Eigentlich gehört eine Kette daran. Die Halsketten von Iolani passen natürlich auch an Sonnenbrillen.



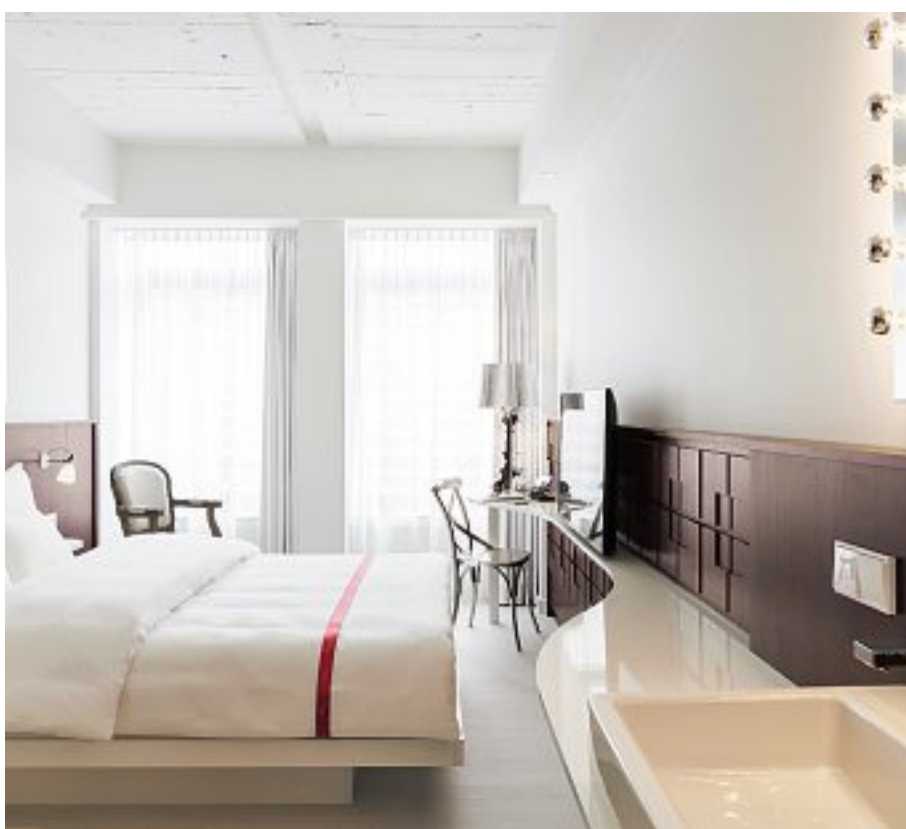
Zur Abwechslung haben wir es bei Elixir mal nicht mit einem Schönheitsgetränk zu tun, sondern mit einem Schönheitsöl.



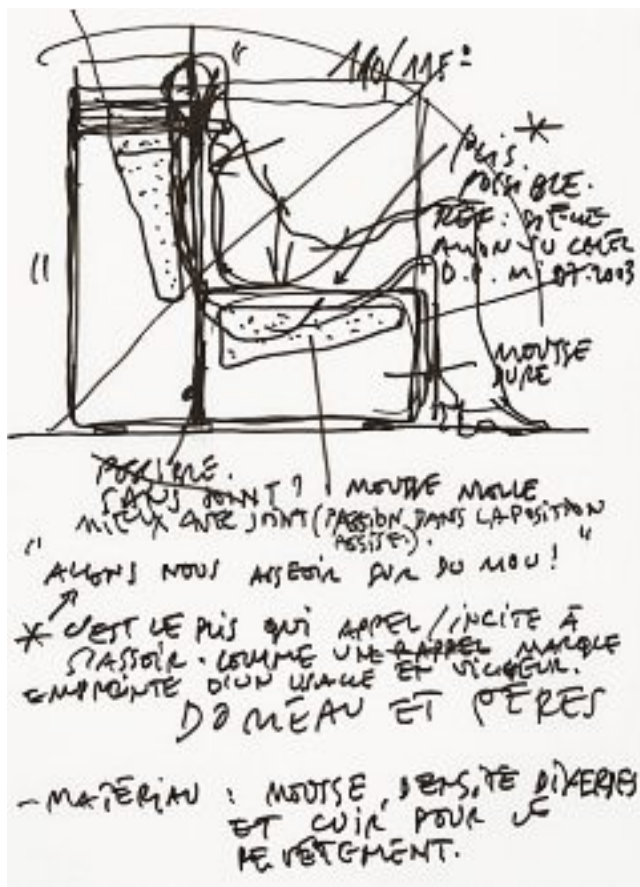
Unter den Sternzeichen hat der Skorpion nicht gerade den besten Ruf. Aber immerhin gibt es Leute, die daran arbeiten. (Beau Souci über Brownsfashion)



Der runde Geburtstag steht an. Was schenken? Genealogik gibt der Familiengeschichte mit der Chronik einen Sinn.



Ja, in Zeiten von Airbnb werden tatsächlich noch neue Hotels eröffnet. Zum Beispiel das Ruby Coco in Düsseldorf.



Der französische Hersteller Domeau & Pérès hat dem Kunstmuseum Krefeld ein üppiges Geschenk bereitet: Objekte und Zeichnungen, wie diese von Martin Szekeley für seinen Domo-Sessel. Bis zum 14. Oktober hat mit der gleichnamigen Ausstellung jeder ein bisschen was davon.

OGG

Bedeutende Dinge, Menschen, Ideen, Orte und weitere Kuriositäten, zusammengestellt von *Jennifer Wiebking*



Im vergangenen Jahr hat Lara Krude den Nachwuchspreis von Peek & Cloppenburg gewonnen. In diesem Sommer kann man dort ihre Stücke kaufen.

TWENTY YEARS LATER

Paare, die schon fast oder genau zwei Jahrzehnte lang zusammen sind, können sich freuen. Denn jetzt wird es super. Angeblich. Amerikanische Wissenschaftler wollen herausgefunden haben, dass zwei Menschen, die seit 20 Jahren liiert sind, sehr glücklich sind, sogar glücklicher als Frischverheiratete! Was die Forscher allerdings nicht untersucht haben: wie es dann weitergeht.



Als Logona vor 40 Jahren gegründet wurde, teilte man sich in der Familie noch ein Shampoo. Diese Jubiläumsedition ist mit Bier und Bio-Honig immerhin unisex.



Grill Royal

Kohle ist nicht alles im Leben: Für Grillfreunde beginnt die heiße Phase.

Von *Lukas Weber*
Illustrationen
Thilo Rothacker

Grillen kann so einfach sein: Man braucht die nötige Hitze und etwas Schmackhaftes zum Auflegen – fertig. Da ist es schwer, den Rost neu zu erfinden und den Leuten zu sagen, was sie sich für die nächste Saison unbedingt noch anschaffen müssen, damit der seit Jahren wachsende Markt nicht an Schwung verliert. Den Chefköchen in den Entwicklungsabteilungen der Hersteller gelingt das trotzdem: Sie arbeiten Trends heraus, suchen nach Lücken. Was ihnen einfällt, ist zum Beispiel jährlich im September auf der Spoga in Köln zu sehen – der Fachmesse für Sportartikel, Campingbedarf und Gartenmöbel, die von Grill und BBQ immer stärker vereinnahmt wird.

Wenn der Eindruck nicht täuscht, findet die in Amerika beliebte sanfte Art der Zubereitung auch hierzulande immer mehr Anhänger. Statt ein Steak auf den Rost zu schmeißen und ein paar Minuten zu warten, bis es verbrannt ist, wird das Grillgut bei dezenten Temperaturen stundenlang vor sich hin gegart, in Smokern oder eiförmigen Geräten mit dicken Wänden aus Keramik. Wir testeten vor einiger Zeit das grüne Original aus den Vereinigten Staaten, und nach allerlei Mühen erzielten wir tatsächlich brauchbare Ergebnisse. Inzwischen müssen solche Geräte auch nicht mehr vierstellige Beträge kosten. Mit Grillen im urdeutschen Sinn hat das freilich nicht viel zu tun. Mal eben bei hoher Hitze anbraten und dann bei mäßigen Temperaturen ziehen lassen – das geht nicht, weil die dicke Keramik die Hitze hält.

Zudem ist die Hitze für gelungene Steaks ohnehin nicht hoch genug. Gewöhnliche Grills erreichen 300 bis 400 Grad Celsius, das ist vielen zu wenig. Daher wird Hochtemperaturgrillen mit Infrarotstrahlen immer beliebter. Und wieder spielt Keramik eine Rolle. Wir reden hier von 800 Grad, manche Anbieter versprechen gar 900. Die Hitze kommt von oben, durch feine Bohrungen in der Keramikplatte strömt ein Gas-Luft-Gemisch, das sie in wenigen Minuten zum Glühen bringt. Ein Steak, das darunter geschoben wird, braucht weniger lange, als der Koch die Luft anhalten kann, bis die Maillard-Reaktion ausgelöst ist. Das bringt feine Röstaromen, aber innen bleibt das Steak saftig.

Apropos Zeit: Manchem dauert es zu lange, bis die Kohle durchgezogen ist, sogar dann, wenn der Föhn eingesetzt wird. Abgesehen davon, dass nach unserem Geschmack Grillen zelebriert werden will, geht es auch schneller. Zum Beispiel mit dem Anzündkamin. Oder noch fixer mit Aktivbelüftung, dann kann nach drei Minuten aufgelegt werden. Das Geheimnis liegt in einem elektrischen Gebläse, das fest eingebaut ist und die Kohlen, die in einem

Zylinder inmitten einer Art Salatschüssel aufgeschichtet sind, von unten mit Frischluft versorgt. Das Schöne daran: Fett tropft vom Grillgut in die Wanne und nicht auf die Kohlen, das ist der Gesundheit zuträglich. Und es gibt eine heiße Zone in der Mitte sowie mäßige Temperaturen am Rand.

So ein Gerät lässt sich auf dem Tisch aufstellen und auch im entzündeten Zustand transportieren, weil es außen nicht heiß wird. Allerdings wird berichtet, dass das abgetropfte Fett bei unvorsichtiger Handhabung in Brand geraten kann. Ganz neu ist die Idee nicht: Vor mehr als drei Jahrzehnten hat der Outdoor-Tüftler Volker Lapp einen Wildniskocher entworfen, der nach dem gleichen Prinzip arbeitet. Einige Exemplare sind heute noch im Gebrauch, sie verbrennen fast alles vom feuchten Holz bis zum Kamelendung.

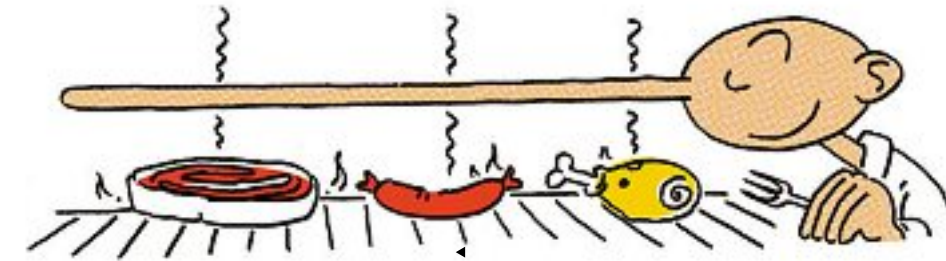
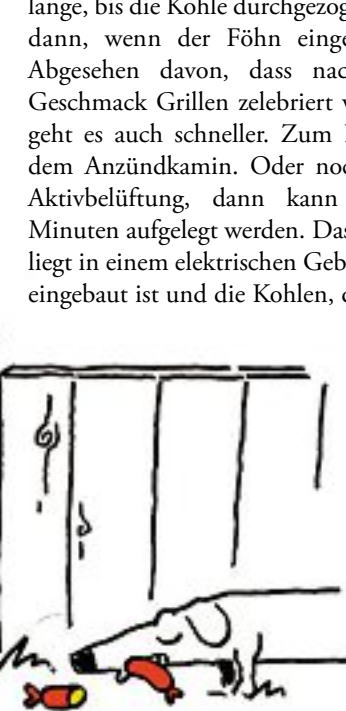
Womit wir beim Feuermaterial wären. Wenn bisher vom Grillen die Rede war, ist mit Ausnahme der Hochtemperaturöfen ganz klassisch Kohle oder Holz gemeint – Holz auch in Form von Pellets. Aber nichts gegen die Segnungen der Gas- oder Elektrostationen: Die Geruchsbelästigung ist kleiner und damit auch der Widerstand der Nachbarn. Zudem, siehe oben, geht es schnell.

Das ist die nächste Mode: opulente Grillstationen in der Größe einer Küchenzeile für den Garten. Die gibt es auch für Kohle und zum Preis eines Gebrauchtwagens – voll digitalisiert, die App überwacht die Innentemperatur des kostbaren Fleisches und steuert den Lüfter. Wer so etwas verwendet, verweist gern darauf, dass die von den Kohle-Grillern gepriesenen besonderen Aromen pure Einbildung seien. Über Geschmack lässt sich nicht streiten, wir möchten aber zu bedenken geben, dass Unterschiede bestehen müssen, sonst gäbe es keine Holzspäne, die teuer als Würze aus der Glut verkauft werden. Und auch nicht den Rat, auf flüssigen Anzündern zu verzichten. Was auch mitschmeckt, sind Fassdauben oder andere Holzplanken – darauf gelegte Fischfilets werden zart gegart. Das Holz lässt sich mehrmals verwenden, wenn der gebrauchte Anblick stört, lässt es sich abschleifen. Ein ähnlicher Effekt wird mit Salzsteinen erzielt: Je feuchter das Grillgut, desto salziger wird es.

Wir sind dann aber doch wieder beim Gartenkamin gelandet, mehrere Grills stehen unbenutzt in der Ecke. Das offene Feuer ist so schön archaisch. Aber ganz ohne Tuning geht es trotzdem nicht: Weil der mitgelieferte Rost so schnell Rost ansetzt, versehen jetzt zwei Exemplare aus Edelstahl ihren Dienst: der eine auf der unteren Stufe für große Hitze, der andere oben fürs Warmhalten.



ILLUSTRATIONEN: JAN HENDRIK HOLST



„MORGENS ZWEI KAFFEE, MEHR NICHT“



Es klingt wie ein Traumjob – ist aber vor allem ein einziger Stress: **Anton Schmaus** ist Koch der deutschen Fußball-Nationalmannschaft. Der 36 Jahre alte Bayer führt in Regensburg das Sterne-Restaurant „Storstad“. Er begann seine Ausbildung bei Franz Feckl in Ehningen, dann folgten Stationen in Lugano, St. Moritz, Stockholm, New York. Für Fußball interessiert sich der ehemalige Kreisligaspieler schon sehr lange – was für den Traumjob spricht. Einen Lieblingsklub hat er auch: den FC Bayern München.

Was essen Sie zum Frühstück?

Nichts. Ich trinke nur zwei Tassen Kaffee. Ich bin Nicht-Frühstücker.

Wo kaufen Sie Ihre Kleidung ein?

Meistens in Stockholm. Meine Frau ist Schwedin, und wenn wir auf Heimatbesuch sind, gehe ich shoppen.

Hebt es Ihre Stimmung, wenn Sie einkaufen?

Nicht wirklich. Ich bin nicht so der Super-Shopper.

Was ist das älteste Kleidungsstück in Ihrem Schrank?

Ich habe ein Sakko, das ich über alles liebe und schon Ewigkeiten habe. Und das auch nicht verschwinden wird. Ich ziehe es zwar maximal einmal im Jahr an, aber das wird nicht aussortiert.

Was war Ihre größte Modesünde?

Oh, da gibt's einige. Ich habe ein Jahr in der italienischen Schweiz gearbeitet, und da war es gerade angesagt, Jeans zu tragen, die wie mit Malerfarben angemalt sind. Ich hatte eine, die blau und rot angemalt war, mit Löchern drin. Mit der bin ich dann auch auf meiner nächsten Station, in Stockholm, rumgelaufen, und alle Leute dort haben mich schräg angeschaut. Die wurde direkt in Stockholm entsorgt.

Tragen Sie zu Hause Jogginghosen?

Zu Hause ja. Ich steh' dazu.

Haben Sie Stil-Vorbilder?

Ich finde den Stil von George Clooney gut.

Haben Sie jemals ein Kleidungs- oder Möbelstück selbst gemacht?

Nein, Gott sei Dank nicht. Für alle Beteiligten.

Besitzen Sie ein komplettes Service?

Ja, von meiner Oma.

Mit welchem selbst zubereiteten Essen konnten Sie schon Freunde beeindrucken?

Als ich noch nicht Koch war, kurz vor dem Abitur, habe ich mal meine besten Kumpels eingeladen und Rehrücken gekocht, mit Portweinsauce. Mit so viel Portwein, dass meine Freunde gesagt haben: Das kann man nicht essen, wir sind ja schon von der Sauce betrunken. Das muss sehr nachhaltig gewirkt haben, denn diese Freunde sagen heute noch: Was wir von dir damals bekommen haben, war echt furchtbar.

Welche Zeitungen und Magazine lesen Sie?

Ich habe die F.A.Z. und die „Süddeutsche Zeitung“ abonniert. Und ich lese regelmäßig den „Kicker“.

Welche Websites und Blogs lesen Sie?

Spiegel online, Sport1.de und Gourmet-Blogs.

Wann haben Sie zuletzt handschriftlich einen Brief verfasst?

Das ist gar nicht lange her. Ich schreibe meiner Frau öfter Briefe, wenn ich länger unterwegs bin.

Welches Buch hat Sie am meisten beeindruckt?

Die Biografie von Steve Jobs.

Ihre Lieblingsvornamen?

Anna, so heißt meine Frau.

Ihr Lieblingsfilm?

Da gibt's mehrere. Ich liebe „Star Wars“, auch „Die Reifeprüfung“ mit Dustin Hoffman finde ich gut.

Fühlen Sie sich mit oder ohne Auto freier?

Ich habe zwar ein Auto, aber ich brauche es nicht unbedingt.

Tragen Sie eine Uhr?

Nein. Noch nie.

Tragen Sie Schmuck?

Nein.

Haben Sie einen Lieblingsduft?

Frühlingskräuter wie Bärlauch, Waldmeister, Holunder. Diesen kulinarischen Frühlingsergeruch mag ich sehr gerne.

Was ist Ihr größtes Talent?

Kreativität und Improvisationsfähigkeit.

Was ist Ihre größte Schwäche?

Ungeduld. Ganz sicher.

Womit kann man Ihnen eine Freude machen?

Mit gutem Essen und gutem Wein. Ich liebe Abende mit Freunden oder Familie, bei denen man gut isst und eine gute Flasche Wein trinkt.

Was ist Ihr bestes Smalltalk-Thema?

Fußball. Schon immer. Damit erwischt man die meisten Menschen.

Sind Sie abergläubisch?

Nein.

Wo haben Sie Ihren schönsten Urlaub verbracht?

In Südafrika. Das ist für mich das schönste Urlaubsland.

Wo verbringen Sie Ihren nächsten Urlaub?

In Schweden.

Was trinken Sie zum Abendessen?

Wasser. In Ausnahmefällen auch ein Glas Wein.

Aufgezeichnet von Bernd Steinle.

NOMOS GLASHÜTTE

Ganz neu: das NOMOS-Ringdatum.



Datum schnell verstellbar, vor und zurück.



Klassiker Tangente in groß und automatisch.

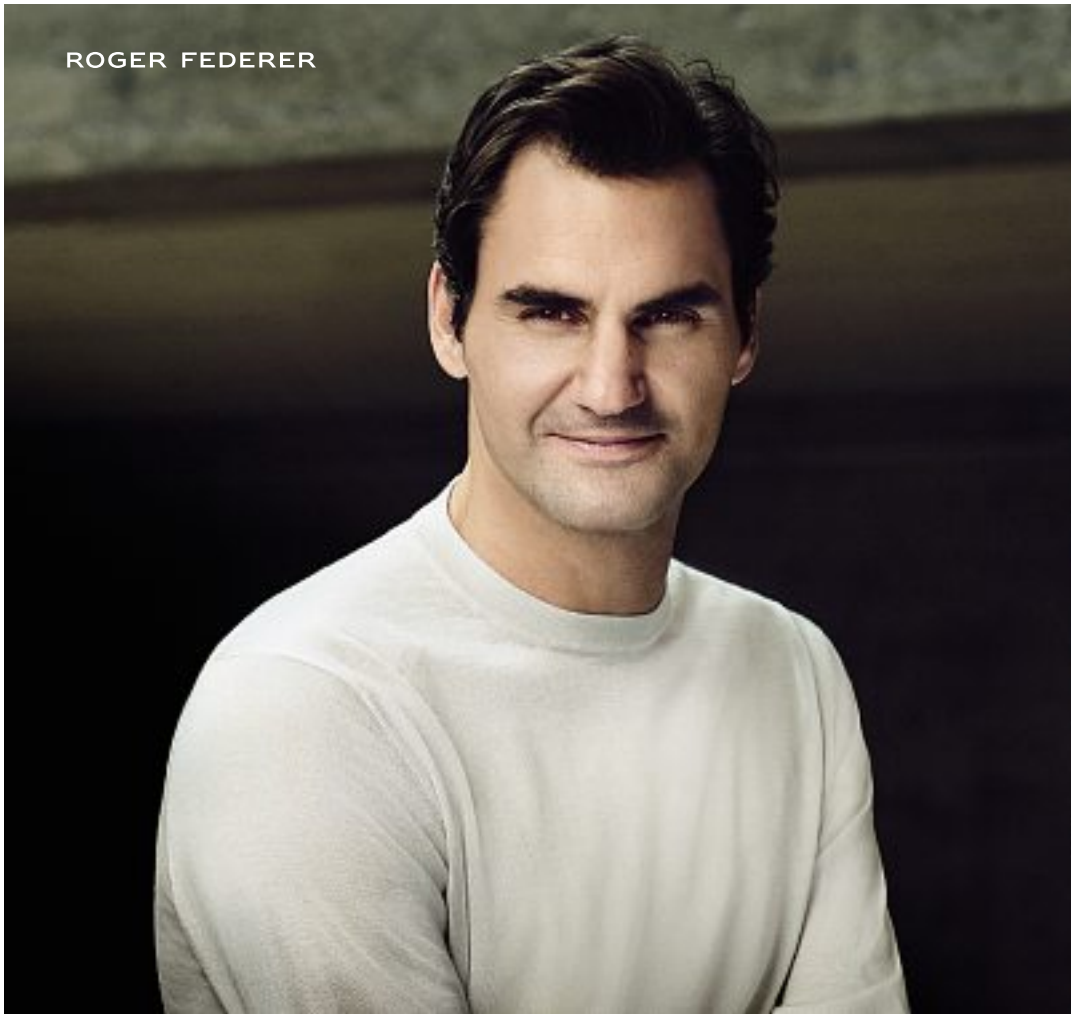
Das erste neomatik-Werk mit Datum.

Handgefertigt, aus Glashütter Manufaktur.

Update

Update für eine Ikone. Die berühmte Tangente von NOMOS Glashütte wird zu Tangente neomatik 41 Update mit einem völlig neuen Datum. Dieses und weitere Modelle mit dem neuen neomatik-Kaliber gibt es jetzt im besten Fachhandel – Aachen: Lauscher, Lücken; Augsburg: Bauer, Hörli; Berlin: Christ im KaDeWe, Lorenz; Bielefeld: Böckelmann; Bonn: Hild; Bremen: Meyer; Darmstadt: Techel; Dresden: Leicht; Düsseldorf: Blome, Niessing; Erfurt: Jasper; Essen: Mauer; Frankfurt am Main: Pletzsch; Glashütte: NOMOS Kaufhaus; Hamburg: Becker, Mahlberg; Hannover: Kröner; Köln: Gadebusch; Lübeck: Mahlberg; München: Fridrich, Kiefer; Münster: Oeding-Erdel; Stuttgart: Kutter; Ulm: Scheuble. Und überall bei Wempe, Bucherer und Rüschenbeck. Mehr? Hier: nomos-glashuette.com

ROGER FEDERER



UNÜBERTROFFEN.

Diese Uhr ist eine Zeitzeugin. Sie hat einen Champion erlebt, der mit seiner positiven Art seinen Sport geprägt hat und mit Warmherzigkeit die Welt inspiriert. Am Handgelenk des Spielers, der mit dem Gewinn von 20 Grand Slam®-Titeln im Herrentennis einen Rekord aufgestellt hat und mit Fairness und Menschlichkeit weit über den Tennisplatz hinaus Gutes tut. Rolex. Sie zählt nicht nur die Zeit. Sie erzählt Zeitgeschichte.



OYSTER PERPETUAL SKY-DWELLER


ROLEX